

# DIE WELTWOCHEN



## Nestwärme

Und was die Menschen sonst noch von den Vögeln lernen können.

*Von Ernst Paul Dörfler*

## Assad, Retter Syriens

Warum sich der Diktator an der Macht behaupten konnte. *Von Helmut Scheben*

## Deutschland braucht nochmals eine Wende

Zu viel DDR-Sozialismus in der Bundesrepublik.

*Von Hans-Georg Maassen*

**Martin Scorsese:**  
Superhelden-Filme machen  
mich traurig und  
sind kein Kino





1 8

MADE OF LUCERNE

8 8



HERITAGE BICOMPASS ANNUAL  
LIMITED EDITION | 888 STÜCK



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Eine Legislatur ist SVP-Präsident Albert Rösti nun im Amt. Seine ersten eidgenössischen Wahlen als Parteichef endeten am 20. Oktober mit einer fast historischen Niederlage: Die SVP verlor zwölf Sitze im Nationalrat. Rösti selber wurde jedoch mit dem besten Ergebnis schweizweit wiedergewählt. Bundeshausredaktor Hubert Mooser ist der Frage nachgegangen, ob Rösti am Ende zu sehr für sich selber trommelte und zu wenig für die Partei. «Ich glaube nicht, dass man sagen kann, der Präsident habe ein gutes Ergebnis erzielt, die Partei jedoch nicht», wehrt sich Rösti im Gespräch mit der *Weltwoche* – und findet, die SVP sei wohl auch ein Stück weit Opfer ihres Erfolgs geworden. **Seite 26**

Der Vatikan hat eine neue Heilige. Sie heisst Marguerite Bays, war Näherin und lebte im 19. Jahrhundert im Freiburger Hinterland. Dank einem ersten Wunder wurde sie 1995 seliggesprochen, nach einem zweiten Wunder hat sie nun Papst Franziskus zur «Ehre der Altäre erhoben». Sicher, moderner Feminismus ist anders. Wenn man nicht schon wüsste, dass die katholische Kirche ziemlich Zeitgeist-immun ist, so hätte man jetzt den ultimativen Beweis. Was aber steckt wirklich hinter der neuen Heiligen? Die *Weltwoche* wollte es genau wissen. Der langjährige NZZ-Korrespondent Christophe Büchi hat für uns im Tannzapfenland um Romont die faszinierende Geschichte einer Freiburger Heiligen recherchiert. **Seite 36**

Achtung, Giftschränk: Syriens Diktator Bashar al-Assad ist der vermutlich meistgehasste Politiker im Westen, unbeliebter noch als US-Präsident Donald Trump, wenn man auf das Urteil einer Mehrheit der Journalisten abstellt. Lange sah es so aus, als ob Assads Tage an der Macht gezählt seien, doch der Mann harrete aus und setzte sich durch. Inzwischen ist er wieder fest im Sattel, obwohl phasenweise die halbe Welt gegen ihn anzurennen schien. Wie ist das zu erklären? Was sind die Gründe für den Erfolg? Unser Kollege und Autor Helmut Scheben, ehemals Redaktor bei der linken *Wochenzeitung* und beim Schweizer Fernsehen, kennt Syrien gut und hat für das dunkle Phänomen Assad eine überraschende Erklärung bereit, die manches Vorurteil erschüttert. **Seite 44**

Im letzten Juni wurde Carola Rackete über Nacht weltberühmt: Als Kapitänin der «Sea-Watch 3» durchbrach sie vor der Insel Lampedusa eine Blockade der italienischen Küstenwache, um vierzig Bootsmigranten aus Afrika an Land zu bringen. Nun rechtfertigt Rackete ihre Aktion mit dem apokalyptischen Buch



**Achtung Apokalypse:** Aktivistin Rackete.

«Handeln statt Hoffen – Aufruf an die letzte Generation». Redaktor Alex Baur, der sich in seinem ebenfalls kürzlich veröffentlichten Buch «Der Fluch des Guten» eingehend mit der Migration und der Seenotrettung auseinandersetzt, nimmt ihre Argumente kritisch unter die Lupe. Sein Fazit: Das Problem ist nicht, dass Rackete Recht gebrochen hat für die gerechte Sache – sondern dass ihre radikalen Thesen falsch und gefährlich sind. **Seite 48**

*Ihre Weltwoche*

## SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

### ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)

Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,  
Erik Ebner, Katharina Fontana,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Thomas Renggli, Chris von Rohr,  
Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Jasmin Karim,  
David Putnam (*Assistenten*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Beat Zaugg, Dieter Zwicky

**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga Huber

### Verlag:

**Verlagsleiter:** Sandro Gianini

**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** GLA United

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Und auf einmal ist da diese Magie

Der Schweizer Uhrenunternehmer Georges Kern legt ein stupendes Debüt als Filmproduzent hin. Seine melancholische, herzerreissende Komödie «Mon chien Stupide» mit Charlotte Gainsbourg erobert die Leinwände und begeistert die Kritiker. Wie schaffte der Neuling diesen Exploit? *Von Roger Köppel*

Es ist vielleicht der Senkrechtstart des Jahres. Georges Kern, hochdekorierter Manager und seit einigen Jahren Unternehmer im Bereich Luxusuhren, IWC, Breitling, hat gleich mit seinem Debüt als Filmproduzent einen mittleren Meilenstein hingelegt. Die von ihm lancierte und produzierte melancholische Filmkomödie «Mon chien Stupide» begeistert nicht nur die Kritiker. Sie ist auch wirklich gut. Und in Frankreich schoss der Film gleich unter die Top Ten auf der Bestsellerliste der Kino-Eintritte.

## Ohne Kohlenhydrate

Georges Kern eilt mit Rollkoffer und Mantel in sein Bürohaus in Zürich, unweit des Google-Hauptquartiers. Die Räumlichkeiten sind Vintage-mässig verwittert, abgezirkelt auf die Identität seiner Breitling-Uhren, denen Kern seit ein paar Jahren einen neuen Resonanzkörper verpasst, weniger industrielle Messgerät-Stahlkälte, dafür mehr Glamour und Charme, historische Tiefe mit amerikanischer Ostküstenbehaglichkeit im Ozeanufer- und Landhaus-Stil. Als er den Sitzungsraum aufschliesst, berichtet er noch von seinem letzten Treffen mit dem neuen Ironman-Weltmeister; Spitzensport interessiert ihn auch. Der Mann, sagt Kern begeistert, schwöre auf eine Ernährung ohne Kohlenhydrate.

Wir kommen aufs Thema. Irgendwie hat Kern, der nie unterbeschäftigt wirkt, es geschafft, selbst seine ebenso hochbeschäftigten Unternehmerfreunde zu verblüffen, teilweise sogar leicht zu frustrieren. Wie bringt man es bloss fertig, neben dem Relaunch einer traditionsreichen Schweizer Uhrenfirma gleich auch noch einen künstlerisch anspruchsvollen und publikumstauglichen Film zu realisieren? Einen Film für Erwachsene mit einer erstklassigen Besetzung, einem starken Regisseur, schön ausgewähltem Setting an der französischen Atlantikküste und darüber hinaus mit einem Soundtrack, der den Willen zur Qualität unterstreicht: nicht Rihanna, kein Mainstream,

es komponierte der geniale Jazzpianist Brad Mehldau, eine vortreffliche Wahl auch dies.

## Arthur Cohns Rat

Zwei Dinge hätten ihn besonders fasziniert, erzählt der polyglotte Schweizer, der in Deutschland aufgewachsen ist und auch die



Das Drehbuch ist matchentscheidend: Filmfan Kern.

französische Staatsbürgerschaft besitzt. Das Filmgeschäft und die Luxusindustrie hätten erstens viel miteinander zu tun. Luxusfirmen würden viel dafür bezahlen, dass sie ihre Produkte in Filmen platzieren dürfen, doch die Wirkung sei kaum nachhaltig. Schon lange habe er sich mit der Idee getragen, mit einer Uhrenmarke selber als Produzentin oder Co-

Produzentin aufzutreten. Zweitens arbeite er seit Jahren im Marketing mit Filmstars zusammen, aktuell etwa mit Charlize Theron, Brad Pitt und Adam Driver, einem früheren US-Marine-Soldaten, der heute zu den aufstrebenden Figuren Hollywoods gehört. Er habe, sagt Kern, schon länger Einblick in die Filmindustrie. Luxusprodukte und Filme seien ähnlich, aber Filme seien «persönlicher».

Drittens: Auf dem Weg zum Filmemacher gab dem bekennenden Filmfan Kern der Schweizer Produzentendoyen Arthur Cohn (sechs Oscars) einen entscheidenden Impuls. «Arthur sagte mir, das Wichtigste bei jedem Film sei das Drehbuch.» Er, Kern, habe über hundert Skripts gelesen, und am meisten habe ihn eine Geschichte euphorisiert, die er vor ein paar Jahren zu Weihnachten geschenkt bekommen habe: «My Dog Stupid» ist eine Novelle

des amerikanischen Kultschriftstellers und Drehbuchautors John Fante (1909–1983). Der Italoamerikaner, selber absturzgefährdet und gesundheitlich angeschlagen, ein Freund des Alkoholiker-Literaten Charles Bukowski, war bekannt als Meister eines herzerreissenden Realismus.

Jeder Mensch um die fünfzig könne sich in dieser Handlung wiedererkennen, erklärt Kern: «Fante erzählt die Geschichte eines Schriftstellers in der Midlife-Crisis. Die letzten Erfolge liegen Jahrzehnte zurück, wofür er die Schuld seiner Frau und seinen Kindern gibt. Plötzlich taucht ein fürchterlicher Hund auf, den der Schriftsteller allerdings behalten will, zum Ärger aller andern. Allmählich bricht die Familie auseinander, die Kinder ziehen aus, die Frau verlässt ihn, und der Autor realisiert, dass er ohne die Menschen nicht leben kann, von denen er sich doch so leidenschaftlich trennen wollte.» Das Buch endet tieftraurig, was Kern dann allerdings seinem Publikum doch nicht zumuten wollte. Mit seinem Regisseur erfand er einen anderen, übrigens gut funktionierenden Schluss. «Wir haben schon zu viel Stress im Leben. Es brauchte ein versöhnlicheres, erfreulicheres Ende.»

## Columbos Erben

Schon in seiner kurzen Ansprache an der grossen Premiere seines Films im Zürcher Kino Corso vor vollem Saal zertrümmerte Kern allfällige Illusionen. Der Job eines Filmproduzenten sei keinesfalls glamourös. «Das Gegenteil ist der Fall», seufzt er. Es sei ein Hindernislauf von einem Problem zum nächsten Anwalt gewesen. Alles begann vor sechs Jahren. Damals verhandelte Kern mit den Erben des eben ver-

storbenen Hollywood-Schauspielers Peter Falk («Columbo»). Der hatte sich die Rechte an Fantes Novelle gesichert und den Film mit sich selbst in der Hauptrolle produzieren wollen.

Nach rund einem Jahr hatte dann Kern die Rechte erobert, war er am ersten Ziel. Dann besprach er sich mit seinem Freund Marc Forster, dem Schweizer Filmregisseur, der den Stoff auf Anhieb für Oscar-verdächtig hielt. Man probierte Drehbücher, zwei Jahre lang, vergeblich. Kern versuchte, die Finanzierung hinzukriegen, aber heute sei es in Hollywood faktisch unmöglich geworden, einen unabhängigen Film zu produzieren: «Es gibt nur noch Superhelden-Blockbuster oder Streaming-Dienste wie Netflix. Der kleinere Film wird zermalmt; er existiert nicht mehr.»

### Frankreich brachte die Rettung

Was tun? Es war Kerns Idee, der auch Franzose ist, das ganze Projekt aus den Vereinigten Staaten nach Europa zu verlegen. Forster hatte sich inzwischen aus Termingründen verabschiedet, da ihm ein neues Projekt angeboten worden war. Kern hielt in Frankreich Ausschau, dem Land der Industriepolitik und des ästhetischen Patriotismus, wo Kulturschaffende wie Könige verehrt werden und die Regierung es sich zur Aufgabe gemacht hat, durch ein ausgeklügeltes System von Quoten und Subventionsflüssen eine heimische Filmindustrie zu bewahren.

Ganz im Unterschied zur Schweiz hat der Subventionismus in Frankreich die künstlerischen Energien nicht narkotisiert, sondern einem nach wie vor künstlerisch ansprechenden und trotzdem populären Kino das Überleben gesichert. Kern ist eigentlich nicht der Typ, der sich wirtschaftlich an den Staat anlehnt – er bezeichnet sich als hellgrün angehauchter Wirtschaftsliberaler –, doch man merkt ihm an, dass ihm die französische Politik, die eigene Kultur zu schützen, durchaus behagt. Das Gesamtbudget von rund neun Millionen Euro kam dank den öffentlich-rechtlichen Partnern zusammen, eigenes Geld inklusive.

Als Glücksfall bezeichnet Kern sein Zusammentreffen mit Regisseur Yvan Attal, der neben Regie und Drehbuch gleich auch noch die Hauptrolle übernahm. Es sei eine Fügung des Schicksals gewesen. Nicht nur besitze Attal ein zündendes «intellektuelles und künstlerisches Flair». Der Zufall wollte es, dass dem bisher international weniger, in Frankreich dafür umso bekannteren Regisseur schon vor zwanzig Jahren eine Verfilmung von «My Dog Stupid/Mon chien Stupide» angeboten worden war – samt Drehbuch. Damals aber, erzählt Kern, habe es geheissen, man müsse die Geschichte unbedingt in den USA verfilmen, ausserdem habe sich Attal, seinerzeit junger Vater, noch nicht mit dem Thema identifizieren können. Nach 25 Jahren Partnerschaft und drei Kindern gehe das nun durchaus.

Was einst Pech war, entwickelte sich nun zum beiderseitigen Glück. Attal brachte einen weiteren gewichtigen Vorteil mit: Seine Lebenspartnerin heisst Charlotte Gainsbourg, gertenschlank, ewig mädchenhaft-jugendlich, einer der Topstars von Frankreich, international unterwegs, und auch sie war hingerissen vom Stoff. Dass die beiden zudem einen ihrer Söhne ins Ensemble aufnahmen, machte die Dreharbeiten, wie Kern einräumt, menschlich etwas komplexer, vollendete aber die intime Familien-Chemie am Set, wo es ja auch um eine Familiengeschichte ging. Und noch ein schicksalsartiges Detail am Rande: Charlottes Vater Serge Gainsbourg, eine französische Kultfigur, war in den siebziger und achtziger Jahren Markenbotschafter von – Breitling.



Glück: Charlotte Gainsbourg, Yvan Attal.

### Tiefensensible Egos

Wie führt man als CEO eines Uhrenunternehmens ein Team von hochkalibrigen, tiefensensiblen Schauspieler-Egos? Kern lacht. «In der Firma bin ich der Chef. Ich entscheide. Beim Film musst du Kompromisse schliessen, einwirken, Gespräche führen.» Seine Aufgabe sei es vor allem gewesen, die Rechte und die Finanzierung sicherzustellen, das Team zu bilden und dann zwei Mitproduzenten als Dirigenten für den Filmdreh zu finden. Autoritätsprobleme? Kern winkt ab. Er habe mit dem Regisseur immer wieder intensiv über das Drehbuch gesprochen. Man könne da nicht dreinfahren, aber anregen und mitreden schon. Aufgefallen ist ihm, wie langwierig und

mühsam die Arbeit vor der Kamera sein kann. Die Atmosphäre, die sich dem Publikum von der Leinwand mitteilt, wenn der Film einmal fertig ist, davon sei während der Dreharbeiten nichts zu merken gewesen. Aber wenn die zahllosen Szenen endlich richtig geschnitten sind und die Filmmusik erklingt, «dann ist da plötzlich diese Magie», die während der Herstellung nicht zu spüren sei.

Worauf ist er besonders stolz? «Dass ich die Kraft hatte, vier Mal beim Drehbuch nein zu sagen, zu warten, bis ich mit Yvan die perfekte Besetzung gefunden hatte.» Auch die Verlegung der Geschichte von der amerikanischen an die französische Westküste sei am Ende wunderbar gelungen. Schwierigkeiten habe es natürlich mit den vier Hunden gegeben, die sich die tierische Hauptrolle teilen. «Eine Geduldsprobe für den Regisseur, denn die Hunde machen nie, was du willst.» Was Kern mit seinem Team ge-

schaft hat: Er hat die traurige Komödie einer Midlife-Crisis, mit der sich viele identifizieren können, ohne Larmoyanz, dafür mit viel Ironie, mit einem Touch Woody Allen auf die Leinwand gezaubert und gegen die Vorlage mit einem Happy End, das nicht aufgesetzt wirkt. Regisseur Yvan Attal ist als schreibgestauter Schriftsteller umwerfend, und Charlotte Gainsbourg ist, im besten Sinn, Charlotte Gainsbourg. Die Kritiker reagieren positiv bis begeistert.

### «Positiver, beflügelnder Stress»

Ein neues Projekt sei bereits in Planung, sagt Kern, ehe er mit seinem Rollkoffer zum nächsten Termin abrauscht. Was dem quirligdrahtigen Velofahrer, der zwischendurch mit Kollegen die Schweiz umrundet, ebenfalls gelungen ist: Er hat nicht nur seinen, sondern auch den Marktwert seiner Mitstreiter gesteigert. Regisseur Attal dürfte dank «Mon chien Stupide» in eine neue Umlaufbahn katapultiert werden, und Kern steht vor der für ihn wohl schwierigsten Aufgabe: Er muss seinen Anfangserfolg toppen. Ob es ihm gelingt? Er schiebt sein kühnes Kinn vor und grinst vielsagend. «Als der Film erstmals an einem Festival gezeigt wurde und die Kritiker euphorisch waren, da wusste ich: Du hast dich nicht lächerlich gemacht.» Und jetzt, der nächste Film? «Meine Arbeit ermüdet mich nicht. Ich lese Drehbücher. Das nenne ich positiven, beflügelnden Stress.» Sagt's und ist schon fast am Horizont verschwunden.

«Mon chien Stupide» startet jetzt in den Kinos der Deutschschweiz.

Im Schnitt  
einfach  
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und  
individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





## VIP-Genussreise

# Im Bordeaux- und Cognac-Himmel

Exklusiv mit dem Platin-Club fliegen Sie im Privatjet nach Bordeaux und Cognac, wo sich Ihnen die sonst verschlossenen Türen von Lafite-Rothschild, Domaine du Grollet und Rémy Martin öffnen. Als Höhepunkt speisen Sie in drei herrschaftlichen Châteaux – unter anderem an der «Table privée» im Château Palmer.

Zwei Architektur-Ikonen verkörpern den wahren Charakter eines herrschaftlichen Schlosses in der weltberühmten Weinregion Bordeaux: Château Pichon Baron und Château Palmer. Auf beiden Gütern werden Sie persönlich zur «Table privée» erwartet. Weitere Höhepunkte sind der Besuch im Château Lafite-Rothschild sowie die vertikale Degustation im Château Gruaud-Larose, Saint-Julien.

Am zweiten Tag geniessen Sie bei Rémy Martin eine Führung in der historischen Kellerei inklusive Cognac-Seminar mit Degustation sowie eine «Table privée» im Eigner-Château Domaine du Grollet, wo Sie nach allen Regeln der Kunst kulinarisch verwöhnt werden.

Teilen Sie das einmalige Erlebnis zusammen mit Ihren Liebsten und Freunden.

### Die Highlights:

**Château Palmer:** Besichtigung, Apéro, Degustation und «Table privée»

**Château Lafite-Rothschild:** Besichtigung und Degustation

**Château Gruaud-Larose:** Vertikale Degustation

**Château Pichon Baron:** Besichtigung, Apéro, Degustation und «Table privée»

**«Les Sources de Caudalie»:** Übernachtung im Fünfsternehotel, Martillac

**Domaine du Grollet:** Apéro und «Table privée»

**Rémy Martin:** Besichtigung und Cognac-Seminar

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular auf [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

### Platin-Club-Spezialangebot

**Bordeaux/Cognac: Privatjet-Genussreise**  
(nur mit diesem Angebot!)

**Reisetermin:**  
6. bis 7. Juli 2020

#### Leistungen:

- Privatjet-Flug ZRH-BOD-ANG-ZRH, mit Park-&-Fly-Service in Zürich
- 3 «Table privée»-Essen
- Besuch und Degustation: Château Lafite-Rothschild und Château Gruaud-Larose
- Cognac-Seminar bei Rémy Martin
- Übernachtung im Fünfsternehotel
- Reisebegleitung von Executive CH

#### Spezialpreis:

Fr. 4780.– pro Person  
Einzelzimmerzuschlag Fr. 140.–

#### Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über 056 427 15 68 oder per E-Mail an [info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch).

#### Veranstalter:

Executive CH, 5430 Wettingen  
[www.executive-yachtreisen.ch](http://www.executive-yachtreisen.ch)  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche.

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



Redet wie ein Maschinengewehr: Johanna Gapany.

## Titelgeschichte

### 18 Natur

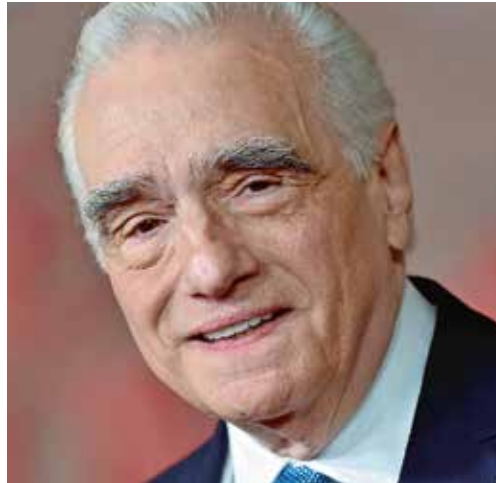
Weisheit der Vögel

## Kommentare & Analysen

- 4 Editorial
- 9 Kommentare  
König ohne Land
- 10 Bildung Weltverbesserer
- 10 Europa  
Rechte an die Macht
- 11 Eine Frage der Moral  
«Unfassbar dumm»
- 12 Porträt der Woche
- 14 Kopf der Woche  
Johanna Gapany
- 22 Mörgeli Levrats Schweiz,  
gestern und morgen
- 22 Bodenmann Kommt Gössi  
durch dieses hohle Güssi?
- 23 Medien  
Tägliche Weltrekord
- 23 Die Deutschen  
Ruf der Uckermark

## Inland

- 26 Parteien  
Rösti sucht die Wunderwaffe
- 29 Familienpolitik  
Vom Mutterglück zur Kinderstrafe
- 30 Ignazio Cassis  
Aussenminister im Trommelfeuer
- 31 Hilfswerke  
In Sturheit erstarrt
- 32 Armee  
Wer hat's erfunden?
- 33 Doris Leuthard  
Posttrauma der Ex-Bundesrätin



Marvel-Filme sind kein Kino: Martin Scorsese.

- 34 Axel Kaiser  
Schlagzeilen bis nach Chile
- 36 Marguerite Bays  
Heilige aus dem Hinterland
- 40 Carmen Walker Späh  
Amt für Arbeit ohne Arbeit

## Ausland

- 44 Assad, Retter Syriens  
Wie sich der Erb-Diktator  
an der Macht behauptet
- 48 Carola Rackete  
Captain Weltuntergang
- 50 Wiedervereinigung  
Wo steht Deutschland heute?
- 54 Kamer  
Macron will sich ins Spiel bringen
- 55 Brief aus...  
Wien
- 55 Inside Washington  
Hail, Hail Haley!

## Wirtschaft

- 43 Finanzen  
Siri und unser Pensionskassengeld
- 56 Clemens Fuest  
Bröckelndes Steuerkartell
- 58 Entwicklungshilfe  
Monopoly für ehemalige Beamte

## Kultur & Gesellschaft

- 60 Ikone der Woche Schneewittchen
- 62 Debatten Martin Scorsese: Weshalb  
Superheldenfilme kein Kino sind
- 65 Literatur  
Ian McEwan vs. John le Carré
- 66 Geniale Pädagogen  
Jean-Jacques Rousseau



«Die Syrer sind empört über die Dämonisierung ihres Präsidenten im Westen.»

Baschar und Asma al-Assad: Seite 44

## Rubriken

- 9 Im Auge Witold Banka
- 16 Personenkontrolle
- 17 Nachruf I Baha Abu al-Ata
- 24 Darf man das?
- 24 Leserbrief
- 25 Fragen Sie Dr. M.
- 39 Nachruf II Karl Schlott
- 41 Die Bibel  
Mose- und Aaronskirche
- 64 Jazz Kasumi
- 68 Kino «Ford v Ferrari»
- 69 Knorrs Liste
- 69 Körzis Hollywood  
Trinken oder nicht trinken?
- 70 Thiel Podiumsgespräch
- 70 Namen  
Superstar der Wohltätigkeit
- 70 Fast verliebt Aufsteiger
- 71 Unten durch Frauenbefreiung
- 72 Wein Donna Olimpia Bolgheri
- 72 Salz & Pfeffer  
Osteria Tumelin, Levanto
- 73 Auto Fiat Panda Cross 4x4
- 74 Tamaras Welt  
Keanu Reeves und die Moralisten



## Teilhabe an grossartigen Aussichten.



100% Swiss  
Made Asset  
Management

Jetzt einsteigen und mitmachen unter [swisscanto.ch/vorsorge](https://www.swisscanto.ch/vorsorge)

Grossartige Aussichten: Unsere erfahrenen Vorsorge-Experten steuern Ihre Vorsorgelösung dank akribischer Analyse der (Wetter-)Daten und sorgfältiger Vorbereitung mit ruhiger Hand – auch durch Turbulenzen. Steigen Sie ein und profitieren Sie von möglichen Kursauftrieben.



**Swisscanto  
Invest**

by Zürcher Kantonalbank

Privatpersonen tätigen ihre Säule-3a-Wertschriftenanlage über eine in der Schweiz domizilierte steuerbefreite Vorsorgeeinrichtung. Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für Anlagen sind die Statuten, Reglemente, Anlagerichtlinien und allfälligen Prospekte der Swisscanto Anlagestiftung. Diese können bei der Swisscanto Anlagestiftung, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, oder bei allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz kostenlos bezogen werden.





**GELESEN**

**«Brenndauer des Böögg hat keinen Einfluss auf den Sommer»**

# König ohne Land

Von Erik Ebnetter — Die Niederlage in der Freiburger Ständeratswahl kommt für die CVP zur rechten Zeit. Die Partei und ihr Präsident drohen vollends abzuheben.



Alternative Realität: CVP-Chef Pfister.

Was soll einer sagen, wenn er als Präsident das schlechteste Wahlergebnis aller Zeiten zu verantworten hat? Wenn seine Partei erstmals nicht mehr zu den vier stärksten Kräften im Land gehört und nach alter Zauberformel ihren Anspruch auf einen Regierungssitz verwirkt hat? Gerhard Pfister sagte am Samstag an der Delegiertenversammlung stolz, im neuen Parlament seien nur noch Mehrheiten mit der CVP möglich – dank eines «stabilen Wahlresultats»

Es gibt kaum einen Politiker in der Schweiz, der lustvoller Medienkritik übt als Pfister – und kaum einen, der zurzeit unkritischer wiedergibt, was die Medien fast mantrahaft behaupten: dass die CVP «heimliche Wahlsiegerin» (SRF) sei. Auch Pfister musste sich erst an diese alternative Realität gewöhnen. Als er am Wahlsonntag hörte, dass seine Partei in der Deutschschweiz weniger schlecht abschneiden werde, als es Umfragen hatten vermuten lassen, sagte er zur NZZ: «Es wird also nicht ganz, ganz schlimm. Nur schlimm.» Am Ende verlor die CVP schweizweit 0,2 Prozentpunkte, was für Pfister als «Konsolidierung» durchging.

Dann übernahmen die Journalisten: «Gerhard Pfister ist der Herr der Mitte», verkündete der *Blick*. «Zurück im Zentrum der Macht», schrieb der *Tages-Anzeiger*. «Alle reden von der

grünen Welle – doch in Bern führt kein Weg am CVP-Orange vorbei», erklärte Watson. Und als es der CVP gelang, mit BDP und EVP zwei Splitterparteien in ihre Fraktion einzubinden, titelte der *Blick*: «Gerhard Pfister wird noch mächtiger». Irgendwann muss er es selber geglaubt haben.

So kam es, dass er am Samstag an der Delegiertenversammlung seine Partei als «Zünglein an der Waage» verkaufte und «mit gestärkter Brust» und «viel Zuversicht», wie SRF kommentierte, der neuen Legislatur entgegensah. Was diese Legislatur bringen könnte, verriet Pfister tags darauf in der *Sonntagszeitung*. Angesprochen auf die Gewinne der Grünen, die Verluste der FDP und die künftige Zusammensetzung des Bundesrats, erklärte er: «Der Wählerwille war überdeutlich.» Die *Sonntagszeitung* folgerte daraus, dass der Sitz von FDP-Bundesrat Ignazio Cassis wackelt.

## Linksschwenk wird nicht helfen

Nun ist es so, dass die Grünen nur einen Bundesrat auf Kosten der FDP bekommen, wenn sich die CVP mit den Parteien links von ihr zusammenschliesst. Pfister gilt zwar nicht gerade als sozialkritisch und grünbewegt, aber die CVP hat im Dezember 2007 gezeigt, dass sie bereit ist, mit SP und Grünen zusammenzuspannen, um einen Bundesrat abzuwählen. Dass es ihr gut bekommen ist, lässt sich nicht behaupten. Die Partei hat bei Nationalratswahlen seither nur verloren, nachdem sie im Oktober 2007 noch leicht zugelegt hatte.

Sollte sich die CVP entschliessen, Cassis durch einen Grünen zu ersetzen, wäre die italienische Schweiz nach drei Jahren wieder ohne Bundesrat – wie zuvor fast zwei Jahrzehnte lang. Alle Grünen, die als Kandidaten gehandelt werden, kommen aus der Deutschschweiz oder der Romandie. Der Glaubwürdigkeitsverlust für die CVP («Wir halten die Schweiz zusammen») wäre enorm. So gesehen, muss sie Cassis stützen, zumal die angemessene Vertretung der Landesgegenden die einzige verfassungsmässige Vorgabe für Bundesratswahlen ist.

Dass ein neuerlicher Linksschwenk der Partei nicht helfen wird, lässt auch das Resultat der Freiburger Ständeratswahl vom Sonntag vermuten: CVP-Amtsinhaber Beat Vonlanthen unterlag FDP-Newcomerin Johanna Gapany. Die Journalisten können Pfister noch so lange zum «Herrn der Mitte» erheben. Er ist und bleibt ein König ohne Land.

# Mister 1,5 Prozent



Witold Banka, Chef-Dopingbekämpfer.

Madiea Ghafoor, eine 400-Meter-Läuferin, kassierte 8,5 Jahre Gefängnis für den Transport von fünfzig Kilo Ecstasy und zwei Kilo Methamphetaminen. Die staatliche Justiz ist die wirksamste Dopingbekämpferin. Seine angenehme Beschäftigung als Minister für Tourismus und Sport in Warschau tauscht jetzt Witold Banka mit dem neuen Arbeitsplatz, wo ihm eine Erfolgsquote von 1,5 Prozent winkt – so wenige Sportler bleiben in den Dopingkontrollen hängen. Banka wird Chef der Welt-Anti-Doping-Agentur, kurz Wada, einer intransparenten Kontrolleinrichtung mit zweifelhaftem Ruf. Den Skandal um Russlands Staatsdoping deckten Whistleblower und Journalisten auf. Die afrikanischen Wunderläufer werden in ihren hochgelegenen Trainingsrefugien kaum von Wada-Kontrollleuten aufgespürt. Eine anonymisierte Umfrage unter Olympiateilnehmern offenbarte, dass 40 Prozent, Männer wie Frauen, zu unerlaubten Mitteln greifen.

Witold Banka erscheint als ehemaliger 400-Meter-Läufer mit einer Bestzeit von 46,11 Sekunden unverdächtig. Als Public-Relations-Experte versteht er sich auf Schönfärberei. Banka muss sich als eine Art Weltpolizist mit einem klandestinen Kartell aus willfähigen Ärzten und Pharmakologen, ehrgeizigen Politikern (siehe Putin) und ihren Vertuschungsapparaten, mit dem Milliarden-Schwarzmarkt im Internet und an der Wettkampffront mit Trainer-Gurus wie Alberto Salazar (arbeitet für Nike und wurde gerade gesperrt) auseinandersetzen. Die Betrüger sind immer eine Schuhnummer voraus.

Banka blieb ohne Gegenkandidat. Die Norwegerin Linda Hofstad Helleland, 42, bisher Wada-Vizechefin und zu Hause mal Ministerin für Kinderprobleme, wollte zwar, redete sich aber um alle Chancen, als sie das IOC, die Weltregierung des Sports, als ein «verschworesenes Old-Boys-Netzwerk» anprangerte. Der Amtsvorgänger Craig Reedie, ein Schotte, ist 78. Banka, der Neue, erst 35. Er kündigt an, «auch mit Geheimdiensten» zusammenzuarbeiten – und wem sollte deswegen die Spritze aus der Hand fallen? Peter Hartmann

## Weltverbesserer

Von Peter Keller — Soll die Schweiz als Schulfach «Klimaschutz» anordnen?

Die neue linkspopulistische Regierung Italiens will als erstes Land der Welt «Klimaschutz» als Schulpflichtfach einführen. Auch traditionelle Fächer wie Geografie, Mathematik und Physik hätten sich neu am Prinzip der «nachhaltigen Entwicklung» auszurichten, so Bildungsminister Lorenzo Fioramonti. Überhaupt sei der Klimawandel «ins Zentrum des Unterrichts» zu stellen.

Soll die Schweiz nachziehen und ebenfalls eine obligatorische Klimalektion an den Schulen einführen? Der unvermeidliche Wissenschaftsaktivist Reto Knutti befürwortet gegenüber dem Nachrichtenportal Nau.ch eine frühe Aufklärung: «Jedes Kind weiss, dass man Abfall nicht in den See wirft. Genauso kann es verstehen, dass wir mit CO<sub>2</sub> die Luft «verschmutzen» und dem Klima schaden.» Kinder, die mit Naturwissenschaften früh in Kontakt kämen, so der ETH-Professor, hätten später ein besseres Verständnis von solchen Prozessen.

### «Wissenschaftlicher Sozialismus»

Etwas mehr naturwissenschaftliches Denken würde unseren Schulen tatsächlich guttun. Vielleicht entdeckten die Kinder dann auch zusammen mit ihren Lehrerinnen, dass Homöopathie unwissenschaftlicher Hokusfokus ist und gentechnisch veränderte Pflanzen weniger Pestizide brauchen und trotzdem für den Verzehr unbedenklich sind. Oder sie merken, dass die Stromerzeugung durch Atomkraft praktisch keine CO<sub>2</sub>-Emissionen verursacht und die Entwicklung von Kernfusionsreaktoren auch das Problem hochradioaktiver Nuklearabfälle lösen könnte.

Die Frage ist einfach, wie viel Wissenschaft und wie viel Ideologie am Ende in den Unterrichtszimmern ankommt. Der Zeitpunkt für solche Debatten passt auf fast unheimliche Weise: Vor dreissig Jahren fiel die Berliner Mauer, und damit waren auch die Stundenpläne der DDR Geschichte. Im deutschen «Arbeiter- und Bauernstaat» wurde den Schülern und Studenten der «wissenschaftliche Sozialismus» in obligatorischen Fächern eingetrichtert: dass der Kommunismus dem Kapitalismus «gesetzmässig» überlegen sei. Man hat sozusagen den wissenschaftlichen Sozialismus «ins Zentrum des Unterrichts» gerückt, wie jetzt in Italien der Klimaschutz – und in seinem Schlepptau leider auch die gescheiterten sozialistischen Rezepte der DDR. Wir sollten unsere Schulzimmer vor wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Weltverbesserern schützen.

## Rechte an die Macht

Von Wolfgang Koydl — Nach den Wahlen in Spanien stellt sich die Frage: Wird Europa unregierbar? Antwort: Nicht, wenn man die Wahlsieger endlich mitregieren lässt.

Bislang galt sie als die letzte Hoffnung für Europas arg gerupfte Sozialdemokraten: Spaniens Sozialistische Arbeiterpartei (PSOE) unter Führung ihres frappant an Barbies besten Freund Ken erinnernden Vorsitzenden Pedro Sánchez. Seine Sozialisten – und Portugals Genossen nebenan – litten nicht an galoppierender Schwindsucht. Sie konnten Wahlen gewinnen und so die Herzen aller Sozialdemokraten ein klein wenig höherschlagen lassen. Die Zukunft des Sozialismus, sie lag in Iberien. Der Westen war rot.

Dieser Traum ist ausgeträumt. Bei der zweiten Parlamentswahl in nur einem Jahr wurde die PSOE zwar erneut die stärkste Partei, aber sie büsste Stimmen und Mandate ein. Mit weniger als 30 Prozent ist sie von alter Stärke und Grösse weit entfernt. Eine Regierungsbildung, die Sánchez schon nach den vorherigen Wahlen nicht gelungen war, wird jetzt wohl noch schwieriger.

### Neue politische Realität

Liberalen Kommentatoren überall in Europa ringen nun verzweifelt die Hände. Doch Spanien schliesst damit lediglich zum Rest Europas und zu dessen neuer politischer Realität auf. Einst starke linke und bürgerliche Volksparteien schnurren zusammen wie Ballons, aus denen die Luft entweicht. Nutzniesser



Erratische EU: Vox-Chef Santiago Abascal.

sind nationalbürgerliche Kräfte: Wahlsieger Vox in Spanien unter Parteichef Santiago Abascal, die Alternative für Deutschland, die Lega in Italien und viele andere.

Gemeinsam ist all diesen Parteien der Kampf gegen die ungehinderte Zuwanderung nach Europa und ein gesundes Misstrauen gegenüber einer zunehmend dysfunktionalen und erratischen EU. Gemeinsam ist ihnen auch, dass sie von den Altparteien pauschal als rechtsextrem oder gar gleich als faschistisch geschmäht werden.

Eine Folge der neuen politischen Realität ist, dass es für die bislang dominierenden Parteien nicht nur in Spanien immer schwieriger wird, Regierungen zu bilden. Neuerdings sind da Fantasie und die Bereitschaft zu halsbrecherischen Koalitionskombinationen gefragt.

So mussten sich in Schweden vier Parteien gegen die konservativen Schwedendemokraten verbünden, um eine Mehrheit im Parlament zu haben. In Finnland stehen fünf Parteien den ausgegrenzten Basisfinnen gegenüber. In Dänemark umfasst der «Rote Block» der Regierung sechs Parteien – einschliesslich Gruppen aus Grönland und von den Färöern. Belgien wartet seit sechs Monaten auf eine Regierung. Selbst früher Undenkbbares rückt in den Bereich der Wahrscheinlichkeit: So reden deutsche Christdemokraten offen über eine Zusammenarbeit mit den Erben der DDR-Sozialisten. Und Österreichs Kanzler Kurz plant einen schmerzhaften Extrempagat: ein Bündnis mit den Grünen, die programmatisch so gut wie nichts mit seiner Partei verbindet.

Panisch reden die alten Establishment-Parteien von Unregierbarkeit und machen – natürlich – den Wähler verantwortlich. Doch die Beschimpfung des Wählers war immer die letzte Zuflucht des schlechten Verlierers und ein Zeichen für ein zweifelhaftes Verständnis von Demokratie.

Tatsächlich sind Europas Staaten durchaus regierbar – man muss nur die Wahlsieger an der Regierung beteiligen. Das hat in Österreich so lange funktioniert, bis eine Pressekabale aus Deutschland die Koalition mit den Freiheitlichen stürzte. Das war in Italien erfolgreich, bis auf Druck aus Berlin, Paris, Brüssel und Frankfurt (EZB-Chef Mario Draghi) in Rom eine genehmere Regierung installiert wurde. Wie lange will man noch wählen lassen, bevor man endlich den Willen der Wähler respektiert? Denn die haben schon längst klargemacht, wen sie wollen und wen nicht mehr.

## «Unfassbar dumm»

Von Eugen Sorg — «Nicht Ideen töten, sondern Menschen», schreibt der Historiker Jörg Baberowski. Seit Jahren wird der Diktaturforscher von Linksextremen gestalkt. Was zeigt, wie wichtig seine Arbeit ist.

Vor vierzehn Jahren hielt der Publizist und Historiker Joachim Fest an der Universität Zürich einen Vortrag mit dem Titel «Die verlorene Kunst». Darin kritisierte Fest, der kurz darauf verstarb, die Geschichtswissenschaften, insbesondere deren «Verbannung des Menschen aus dem Geschichtsverlauf.» Diese Verarmung sei eine Folge der Dominanz von sozial- und strukturgeschichtlichen Denkmodellen, die den Motiven, Willensentscheiden, Leidenschaften historischer Individuen keine Bedeutung beimässen. Damit aber werde, so Fest, «die Unvorhersehbarkeit der Verläufe nicht nur zur blossen Rechenaufgabe verkleinert, sondern auch alle interpretatorische Neugier ausser Kraft gesetzt.»

Wenige Jahre später veröffentlichte der Berliner Historiker Jörg Baberowski das Buch «Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt». Die grandiose und aufwühlende Studie liest sich, als ob Baberowski die Forderungen Fests hätte einlösen wollen.

Eines seiner früheren Bücher hatte sich schon einmal demselben Thema gewidmet. Damals orientierte er sich noch an der Denkschule des Soziologen Zygmunt Bauman, der die Monstrositäten der Stalin-Diktatur als unvermeidliche Begleiterscheinung des Prozesses der Moderne gekennzeichnet hatte. Nun erschien Baberowski diese Deutung als «Unfug». Inzwischen war die Sowjetunion zusammengebrochen, und er hatte sich in die erstmals geöffneten Archive vertieft. Nach mehrjährigem Studium der Akten aus dem schwarzen Herzen der Macht – Korrespondenzen, Folterprotokolle, Statistiken, Befehle, Sitzungsberichte, Hinrichtungslisten – musste Baberowski seine bisherige Auffassung revidieren. Weder die unsichtbare Hand einer hegelianischen Dialektik noch die Schwerkraft der gesellschaftlichen Strukturen, noch der gebrochene Engel der Geschichte seien verantwortlich für die Millionen von verschleppten, verhungerten, erschlagenen Bauern, Arbeitern und Bürgern. Der absolute Terror, der zusehend nur noch sich selbst genügte und vom kleinen Dorflehrer über höchste Parteifunktionäre bis zu ganzen Volksgruppen – «Volksfeinde», «Ungeziefer», «Abfall», «Kakerlaken», «Wanzen» –

jeden treffen konnte, die apokalyptischen Gewaltorgien des Stalinismus wurden von Stalin initiiert, kontrolliert und mit Unterschrift abgesegnet. «Ohne Stalins kriminelle Energie, seine Börsartigkeit», schreibt Baberowski und holt damit den Menschen als Akteur der Geschichte zurück auf die Bühne, «wären die Mordexzesse kaum möglich gewesen.»

Stalins Aufstieg zum kommunistischen Leviathan war wie alle historischen Entwicklungen nicht voraussehbar, aber er hatte Voraussetzungen. Der zaristische Staat hatte sich im Laufe des Ersten Weltkrieges aufgelöst, und das Reich verwandelte sich in einen riesigen chaotischen «Gewalttraum», beherrscht von Räuberbanden, Warlords, hungernden Massen und Lynchmobs. Im Kampf aller gegen alle um die Macht setzte sich schliesslich die Kleinpartei der Bolschewiki um Lenin und Trotzki durch. Nicht, weil sie das «attraktivere politische Programm» zu bieten hatten, sondern weil sie «in ihrer Skrupellosigkeit und Gewalttätigkeit, ihrer Bereitschaft, der Vernichtungsrhetorik auch Taten folgen zu lassen», allen ihren «Widersachern überlegen» waren.



Die Prägung sämtlicher sozialer Beziehungen mit dem Signum der Gewalt bot wiederum die Möglichkeit für einen, der noch diabolischer und ruchloser als die übrigen Genossen war, für einen, der Befehle zum Massenmord unterzeichnete, «ohne dass die Hand zitterte», für einen, der tötete, «weil es ihm gefiel». Für einen wie Stalin.

Auch die kommunistische Ideologie war laut Baberowski nicht das zentrale Motiv hinter dem stalinistischen Albtraum. Wenn man im Inneren des Machtzirkels beriet, wie mit vermeintlichen Feinden verfahren werden sollte, interessierten einzig der Erhalt der Macht und die Techniken der Auslöschung. Die Vision einer schönen klassenlosen Welt fungierte lediglich als propagandistische Lüge gegen aussen und als Rechtfertigung von ungeheuren Verbrechen. «Nicht Ideen töten, sondern Menschen», folgert Baberowski, einen anthropologischen Realismus widerspiegelnd, der weiss, dass die Lust an der Gewalt unutilitar zur *Conditio humana* gehört und jederzeit Moral und Zivilisation hinwegspülen kann.

### «Das ist kein Mensch»

Baberowski, der an der Humboldt-Universität in Berlin lehrt, wird seit Jahren von einer kleinen trotzkistischen Sekte und einigen weiteren linksextremen Studenten politisch gestalkt und bepöbelt. Man stört seine Vorlesungen, auf Flugblättern wird er als «rechtsradikal» und «rassistisch» beschimpft, die Mensa wird mit aus dem Kontext gerissenen Zitaten des Professors tapeziert, er wird in der Öffentlichkeit gefilmt, auf den Strassen wird sein Konterfei mit Hakenkreuz aufgehängt. Der orchestrierte Rufmord blieb nicht ohne breitere Wirkung. Im Sommer wies der Akademische Senat der Humboldt-Uni Baberowskis Antrag auf die Einrichtung eines «Zentrums für vergleichende Diktaturforschung» zurück. Der Antrag sei in zu «schweres Fahrwasser geraten», begründete die Uni ihre Absage. Die studentischen Senatsvertreter, vier linke Aktivisten, hatten sich lautstark gegen das Zentrum gestellt.

Wessen Geistes Kind diese sind, verriet eine der Studentinnen, als sie folgendes leicht abgewandeltes Ulrike-Meinhof-Zitat auf Twitter als «sehr gut» lobte: «Wir wissen natürlich, die Springer-Journalisten sind Schweine, wir sagen, der Typ an der Tastatur ist ein Schwein, das ist kein Mensch, und so haben wir uns mit ihm auseinanderzusetzen, und natürlich kann auch geschossen werden.»

Als «unfassbar dumm» bezeichnete daraufhin Baberowski die Studentin auf Facebook – nicht gerade professoral, aber zutreffend. Ein Zentrum für Diktaturforschung wäre nach wie vor eine sinnvolle Idee.



## Ausland

Für Emmanuel Macron steht die Nato am Abgrund, das zeigten die Handlungen zweier Mitglieder – der Türkei und der USA – in Syrien ohne jede Absprache mit den Partnern. Der französische Staatspräsident spricht von einem «Hirntod» des Verteidigungsbündnisses. In Paris räumen Hunderte Polizisten die Flüchtlings-Camps im Nordosten der Hauptstadt, darunter die unter einer Stadtautobahn liegende illegale Zeltstadt von Saint-Denis.

Martin Scorseses «The Irishman» läuft in den US-Kinos an. Die Kritik verkündet das Ende des klassischen Gangster-Films und preist Schauspieler Joe Pesci, der bislang eher in albernen Nebenrollen dieses Genres zu sehen war.

Deutschland feiert den Fall der Berliner Mauer vor dreissig Jahren. Mit dem Grünen Belit Onay wird der erste türkischstämmige Politiker Oberbürgermeister einer deutschen Grossstadt (Hannover). Die Koalition aus CDU und SPD einigt sich auf die Einführung einer Grundrente, einer Zusatzleistung für Arbeitnehmer mit geringen Löhnen, die mehr als 34 Jahre Beiträge bezahlt haben.

Bei den Parlamentswahlen können Spaniens Sozialisten einen Sieg davontragen, die rechtskonservative Partei Vox verdoppelt gleichzeitig ihre Mandate. In Österreich nehmen die Grünen und die ÖVP unter Wahlsieger Sebastian Kurz Koalitionsverhandlungen auf. Lula, der

sozialistische Ex-Präsident und grösster Rivale Bolsonaros, wird in Brasilien aus dem Gefängnis entlassen. Mexikos Luftwaffe fliegt den bolivianischen Staatschef Evo Morales ins Exil.

Bei einem von Dschihadisten verübten Bombenanschlag auf Beschäftigte des kanadischen Goldproduzenten Semafo werden in Burkina Faso mindestens 37 Menschen getötet und über 60 verletzt.

Am 9. November eröffnet die Galerie David Zwirner in Manhattan die Ausstellung «Every Day I Pray for Love» der mit neunzig Jahren wohl ältesten Gegenwartskünstlerin Yayoi Kusama. Die Japanerin ist mit Spiegelkabinetten, den sogenannten Infinity Rooms, berühmt geworden.

Als erster amtierender US-Präsident begeht Donald Trump die 100. Militärparade des Veteranentages in New York City. Es ist ein umstrittener Auftritt – fast nirgendwo in den USA ist Trump so unbeliebt wie in seiner Heimatstadt. Der ehemalige Bürgermeister New Yorks und Milliardär Michael Bloomberg kündigt an, für die Präsidentschaftswahlen 2020 kandidieren zu wollen.

## Inland

Zweite Wahlgänge: In der Waadt drängen die Grünen die SP aus dem Ständerat. Die Genfer Kantonsvertretung bleibt rot-grün beziehungsweise grün-rot: Mit Lisa Mazzone überholen

auch an der Rhone die Grünen die Sozialisten, die mit Carlo Sommaruga ihren Sitz verteidigen konnten. Im Kanton Freiburg wird Christian Levrat (SP) als Ständerat bestätigt, die freisinnige Johanna Gapany überholt den bisherigen Beat Vonlanthen (CVP) mit 138 Stimmen. Seine Partei verlangt eine Nachzählung des Ergebnisses, was die Freiburger Staatskanzlei ablehnt: «Die Resultate wurden kontrolliert, korrigiert und für gültig erklärt.»

Christian Levrat wird im April 2020 als SP-Chef aufhören. Als Höhepunkt seiner Amtszeit sieht er die Abwahl Christoph Blochers aus dem Bundesrat. Gemäss Bundesamt für Statistik verzeichneten die Schweizer Museen im letzten Jahr 13 253 486 Eintritte. Der Chef des Uno-Hilfswerkes für palästinensische Flüchtlinge UNRWA, der Genfer Pierre Krähenbühl, ist zurückgetreten. Ihm wird Begünstigung vorgeworfen: Er soll für seine damalige Geliebte einen Posten als persönliche Beraterin geschaffen haben.

Im luzernischen Wiggen wird die reformierte Kirche abgerissen: Die Kosten für eine Renovation seien zu hoch, so die Kirchgemeinde. Der nach einer Hirnblutung stark beeinträchtigte Marko A. will mit Exit sterben. Er fühle sich überflüssig, erklärt der 24-Jährige gegenüber 20 Minuten.

Der Zürcher Stadtrat will 700 oberirdische Parkplätze ersatzlos abbauen. Wegen seiner Bürgschaften für insolvente Schweizer Hochseeschiff-Unternehmen muss der Bund weitere 130 Millionen Franken einschiessen. Mit ihrer Renteninitiative wollen die Jungfreisinnigen das Rentenalter schrittweise auf 66 Jahre erhöhen und danach an die Lebenserwartung koppeln.

Neue Dokumente zeigen, dass die Post-Führung, wie auch die damalige Uvek-Chefin Doris Leuthard (CVP), seit Jahren davon wussten, dass regionale Postautolinien Gewinne einfuhren und trotzdem Millionensubventionen vom Bund kassierten. An der traditionellen Gansabhaut in Sursee holt erstmals eine Frau die Trophäe.

CVP, BDP und EVP schliessen sich zu einer Fraktion zusammen: Sie kommen auf 31 Sitze und haben damit ein Mandat mehr als die Grünen mit den beiden welschen Linksaussen-Parteien PdA und Solidarités. SVP (mit 55 Sitzen) und SP (mit 39 Sitzen) bilden die beiden grössten Fraktionen im Nationalrat. An fünfter Stelle folgen die Freisinnigen mit 29 Mandatsträgern. Die offizielle Website des Bundes www.parlament.ch wird neu auch in «leichter Sprache» angeboten. Peter Keller



# Lesen ist keine verlorene Zeit, sondern gewonnenes Wissen.

Informieren Sie sich fundiert, reden Sie mit, entscheiden Sie richtig!

Wir schenken Ihnen zu jedem Abo (ausser zu Kennenlernabos) eine **Autobahn-Vignette 2020!**



Sparen Sie bis zu **45%!**\*

**Bilanz**  
Die «Bilanz», das führende Schweizer Wirtschafts-magazin, bringt fundierte Recherchen aus der Unternehmenszene, exklusive Interviews und Tipps zu Geldanlagen.



Sparen Sie bis zu **44%!**\*

**Handelszeitung**  
Die führende Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft. Die «Handelszeitung» analysiert und kommentiert das Wirtschaftsgeschehen der Schweiz.



Sparen Sie bis zu **33%!**\*

**Finanz und Wirtschaft**  
Berichte, Trends und Analysen – die grösste Schweizer Wirtschaftsredaktion liefert Entscheidungshilfen für private und institutionelle Anleger, 2x pro Woche und jederzeit online.



Sparen Sie bis zu **56%!**\*

**Die Weltwoche**  
Jede Woche hochkarätige Beiträge zu bizanten Wirtschaftsthemen, die uns, die Schweiz und die Welt bewegen. «Weltwoche» – die andere Sicht.



Sparen Sie bis zu **38%!**\*

**SonntagsZeitung**  
Die Sonntagszeit zum Entdecken. Inklusiv uneingeschränkte digitale Nutzung.



Sparen Sie bis zu **47%!**\*

**eTrends**  
Die Fachzeitschrift für Elektrotechnik, Smart Building, Multimedia, ICT/IoT, Licht und eMobility.



Gewinnen Sie eines von fünf **Luxus-Wohlfühl-Weekends in Österreich!**

www.cervosa.com



www.grandhotel-lienz.com

Geniessen Sie ein unvergessliches Weekend im eleganten Grandhotel Lienz im Osttirol oder im lebenswertesten 5-Sterne-Hotel der Alpen, dem Wellnesshotel Cervosa in Serfaus.

- 2 Gutscheine für 2 Nächte, 2 Personen, Grandhotel Lienz
- 3 Gutscheine für 2 Nächte, 2 Personen, Wellnesshotel Cervosa

**Teilnahmebedingungen:** Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbs-talons sind kostenlos unter [www.probelesen.ch](http://www.probelesen.ch). Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnehmer sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmeschluss ist der 10.1.2020.

## Spar-Gutschein:

Mit Ihrer Bestellung nehmen Sie automatisch teil an der Verlosung von 5 luxuriösen Weekends!

Bitte gewünschtes Abo ankreuzen:

### Bilanz

- Kennenlernabo (6 Ausgaben) Fr. 59.– statt Fr. 109.–\*
  - Jahresabo (12 Ausgaben) Fr. 169.– statt Fr. 198.–\*
- Geschenk: **Autobahn-Vignette 2020!**

### Handelszeitung

- Kennenlernabo (25 Ausgaben) Fr. 79.– statt Fr. 142.–\*
  - Jahresabo (50 Ausgaben) Fr. 199.– statt Fr. 264.–\*
- Geschenk: **Autobahn-Vignette 2020!**

### Finanz und Wirtschaft

- Kennenlernabo (26 Ausgaben) Fr. 166.– statt Fr. 249.–\*
  - Digital-Jahresabo (52 Ausg.) Fr. 252.– statt Fr. 336.–\*
- Geschenk: **Autobahn-Vignette 2020!**

### Die Weltwoche

- Kennenlernabo (8 Ausgaben) Fr. 38.– statt Fr. 72.–\*
  - Halbjahresabo (25 Ausgaben) Fr. 100.– statt Fr. 199.–\*
- Geschenk: **Autobahn-Vignette 2020!**

### SonntagsZeitung

- Kennenlernabo (26 Ausgaben) Fr. 81.– statt Fr. 122.–\*
  - Jahresabo (52 Ausgaben) Fr. 168.– statt Fr. 224.–\*
- Geschenk: **Autobahn-Vignette 2020!**

### eTrends

- Kennenlernabo (3 Ausgaben) Fr. 20.– statt Fr. 37,50\*
  - Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 75.–
- Geschenk: **Autobahn-Vignette 2020!**

Zu jedem Abo (ausser Kennenlernabos) schenken wir Ihnen eine **Autobahn-Vignette!**

### Ihre Adresse:

Vorname \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Firma \_\_\_\_\_

Strasse/Nr. \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_

Angebote gültig für Neuabonnierende in der Schweiz bis 10.1.2020, danach Preisänderungen vorbehalten (Preise inkl. MwSt. und Versandkostenanteil). Die Vignette 2020 wird nach Zahlungseingang geliefert. Ab 31.1.2020 erhalten Sie eine gleichwertige Alternative.

Ich möchte nur an der Verlosung teilnehmen.

**Einsenden bis: 10.1.2020**

**Ausfüllen, einsenden und mit etwas Glück gewinnen! Noch schneller geht's online: [www.probelesen.ch](http://www.probelesen.ch)**

\* maximale Ersparnis im Vergleich zum normalen Abopreis resp. im Vergleich zum Einzelverkaufspreis



*Selbstsicher, authentisch, kompetent:* Neo-Ständerätin Gapany.

## Kopf der Woche

# Sie wollte wissen, wie das alles funktioniert

**Von Hubert Mooser** — Die Freisinnige Johanna Gapany verdrängt den Freiburger CVP-Supertanker Beat Vonlanthen aus dem Ständerat. Wie hat die 31-jährige Ökonomin dieses Kunststück fertiggebracht?

Selbst am Ende eines langen Tages, nachdem sie Interviews an Interviews gereiht hat, zeigt Johanna Gapany keine Ermüdungserscheinungen: Noch spät am Abend sprudelt es aus ihr nur so heraus. Gapany redet wie ein Maschinengewehr und macht dabei erst noch eine gute Falle. Nein, Zeit für ein persönliches Treffen habe sie nicht, sie fahre gleich nach diesem Gespräch in die Ferien. Und ja, sie beantworte gerne alle Fragen. Und wenn man sie dann fragt, ob sie nicht selbst ein bisschen überrascht sei über ihre Wahl, dann kommt die Antwort sofort, als habe sie sich diese schon lange zuvor zurechtgelegt. «Ehrlich gesagt, war das so», sagt Gapany. «Als ich mich für eine Kandidatur interessierte, haben mir viele

Leute geraten, ich solle unbedingt antreten. Das sei eine gute Erfahrung für mich und gut für das Image. Aber ich solle mir keine allzu grossen Chancen ausrechnen.»

### Wunder von Freiburg

Am letzten Wochenende hat sie es allen gezeigt: Nach einem wegen einer Informatikpanne endlos dauernden, aber spannenden Wahlkrimi verdrängte die Freisinnige den früheren CVP-Staatsrat und amtierenden Ständerat Beat Vonlanthen aus Amt und Würden. 138 Stimmen gaben den Ausschlag, dass Gapany siegte. Die Freiburgerin ist damit die jüngste Ständerätin; die Genferin Lisa Mazzone (Grüne), die ebenfalls am letzten Sonntag die Wahl

in die Kleine Kammer schaffte, ist ein paar Monate älter als Gapany. Seither überschlagen sich die Zeitungen mit Elogen über die Neue aus dem Kanton Freiburg.

Der *Tages-Anzeiger* bezeichnete ihre Wahl als das «Wunder von Freiburg», andere Blätter als Sensation. Der Generalsekretär der Freiburger

---

**Gapany redet wie ein Maschinengewehr und macht dabei erst noch eine gute Falle.**

---

FDP, Savio Michellod, spricht von einer freudigen Überraschung, als hätte Gapany eben ein Kind zur Welt gebracht. «Wir haben aber

schon auch damit gerechnet, dass der aktuelle Trend, mehr Frauen und Junge ins Parlament zu wählen, eine entscheidende Rolle spielen könnte.» Mit Gapany kann die Freiburger FDP erstmals wieder seit 2003 einen Ständerat nach Bern schicken. Und Gapany ist auch die erste Ständerätin des Kantons Freiburg überhaupt, worauf sie besonders stolz ist. «Die Freiburgerinnen und Freiburger haben mit ihrer Wahl gezeigt, dass sie nicht länger akzeptieren, dass die Frauen in der Bundespolitik untervertreten sind.» Im Nationalrat habe sich die Vertretung der Frauen seit der Wahl vom 20. Oktober etwas gebessert. Aber der Ständerat sei noch weit von einer angemessenen Frauenvertretung entfernt.

### Fondueplausch auf Facebook

So überraschend ihre Wahl gewesen ist, Gapany kam nicht einfach aus dem Nichts. In Freiburg wirbelt die gelernte Ökonomin schon seit Jahren durch die Politlandschaft. Das Westschweizer Magazin *L'illustré* attestierte ihr schon Anfang Jahr in einem Beitrag über Jungpolitiker grosses politisches Talent. Auf den Fotos sieht sie aus wie das nette Mädchen von nebenan. Grosse grüne Augen, dunkelblondes Haar, schlanke Statur. Wenn sie einfach dasteht und nichts sagt, wirkt sie fast ein wenig schüchtern und verloren. Sobald sie aber zu reden anfängt, ist Gapany wie verwandelt. Auf den Videos, mit denen sie ihre Anhänger auf Facebook zum Fondueplausch in Kerzers einlädt oder ihren Wählern für das in sie gesetzte Vertrauen dankt, wirkt sie, als habe sie bisher bei einem Radiosender als Korrespondentin gearbeitet: selbstsicher, authentisch, kompetent.

Sie ist im Greyerzerland aufgewachsen, in La Tour-de-Trême. Das ist nicht weit weg vom Wohnort von SP-Präsident Christian Levrat, mit dem sie künftig das Freiburgerland im Ständerat vertreten wird. Die Gapanys sind eine alteingesessene Familie und, soweit man zurückdenken kann, mit den Radikalen verbunden, also mit dem etatistischen Flügel der Freisinnigen. Der Vater war Landwirt, sass im Gemeinderat von La Tour-de-Trême. Es gibt aber auch familiäre Beziehungen in den deutschsprachigen Sensebezirk. Deshalb heisst Gapany mit Vornamen Johanna und nicht Jeanne. «Das tönt in beiden Sprachen aber gut», findet die neue Freiburger Ständerätin. La Tour-de-Trême gibt es heute als eigenständige Gemeinde nicht mehr, der Ort fusionierte 2006 mit dem Bezirkshauptort Bulle. Johanna Gapany, damals noch nicht volljährig, bekämpfte diese Fusion. Nach eigenen Angaben stiess sie dabei selbst bei ihrer Familie auf taube Ohren. Ein Jahr später, mit neunzehn Jahren, trat sie den Jungfreisinnigen bei, wo sie es dann bis zur Vizepräsidentin der Jungfreisinnigen Schweiz brachte.

Nach ihrem Wirtschaftsstudium an der Uni Freiburg trat sie eine Stelle beim Daler-Spital im Kantonshauptort an. Dort ist sie heute Projektchefin und für die Kommunikation zuständig. Die Privatklinik hat eine spannende Geschichte. «In ihren Anfängen war sie für die reformierten Bürger bestimmt, die Schwierigkeiten hatten, in katholisch verwalteten Einrichtungen behandelt zu werden», erzählt Gapany.

### Länger feiern dank Gapany

2011 kandidierte sie erfolglos für den Nationalrat, 2015 leitete sie die Kampagne der FDP bei den eidgenössischen Wahlen. Das Jahr 2016 wurde für sie zu einer entscheidenden Wegmarke. Sie wurde in die Gemeindeexekutive von Bulle gewählt, wo sie die Abteilung «Sport und öffentlicher Raum» leitete. Im gleichen Jahr schaffte sie auch den Sprung ins Kantonsparlament. Dass man in Freiburg schon bald

### Die lukrativen Zusatzmandate von Vonlanthen waren im Wahlkampf ein Dauerbrenner.

länger feiern kann, geht auf einen ihrer Vorstösse zurück, in dem sie eine Verschiebung der Sperrstunde von vier auf sechs Uhr morgens forderte.

Als Interessenbindungen gibt die junge Frau unter anderem Verwaltungsratssitze in öffentlich-rechtlichen Unternehmen wie der Eausud SA, der Elektrizitätsgesellschaft Gruyère Energie SA und der regionalen Wirtschaftsförderung Espace Gruyère an. Zum Wahlkampfthema «Pöstchenjägerei» sagt sie: «Gewisse Mandate können schon zu einem Interessenkonflikt führen.» Bei ihrem Konkurrenten Beat Vonlanthen waren diese wohl auch mitentscheidend für seine Abwahl. Die lukrativen Zusatzmandate des CVP-Ständerats, über die die *Weltwoche* ausführlich berichtet hatte, waren jedenfalls im Freiburger Wahlkampf ein Dauerbrenner. Vonlanthen gehörte im Ständerat dem erlauchten Klub mit den lukrativsten Zusatzjobs an. Aber der erfahrene Politiker habe seine Konkurrentin wohl auch unterschätzt, heisst es jetzt in Freiburg.

### Brillieren auf dem Podium

Sicher ist: Gapany hat nichts dem Zufall überlassen, ihre Wahl hat sie minutiös und fast generalstabsmässig vorbereitet. Sie habe nicht einfach eine Ehrenrunde drehen wollen. Als man ihr gesagt habe, dass sie antreten solle, aber verlieren werde, habe sie eine ganze Reihe von Leuten kontaktiert, die sich in der speziellen Mechanik von Bundesbern und insbesondere des Ständerats auskennen. «Ich wollte wissen, wie das alles funktioniert», sagt Gapany. Sie kniete sich in die entscheidenden aktuellen Dossiers hinein, damit sie gegenüber den am-

tierenden Mitbewerbern nicht abfiel. Tatsächlich machte sich das später während des Wahlkampfes auf Podien bezahlt. Gapany brillierte mit ihren Vorschlägen und Argumenten, während andere, wie der gestandene Vonlanthen, neben ihr eher bloss wirkten.

Allerdings gibt sie zu verstehen, dass sie nicht gegen einen bestimmten Kandidaten angetreten sei. «Ich bin ins Rennen gestiegen, weil ein Teil der Bevölkerung im Parlament nicht entsprechend repräsentiert ist, nämlich die Jungen und die Frauen.»

Den grössten Reformstau ortet die Neugewählte bei der AHV: «Ich bin für ein flexibles Rentenalter.» Bei der CO<sub>2</sub>-Revision müsste man ihrer Ansicht nach noch einen Zacken zulegen. «Ich bin aber nicht der Meinung, dass man die Reformen so gestalten soll, dass den Leuten dann zusätzliche Abgaben aufgebürdet werden.» Man müsse den Leuten die Chance geben, dass sie ihren Lebensstil selbst änderten, und sie zum Beispiel überzeugen, dass sie gescheiter Fernwärme nutzten, als mit Öl zu heizen.

### Staatsgläubige welsche FDP

Politisch liegt die Greyerzer Freisinnige in bester Tradition der welschen staatsgläubigen FDP. Sie politisiert eher am linken Rand ihrer Partei, jedenfalls auf dem Papier. Mit ihr und den neugewählten grünen Ständeräten dürfte also auch die Kleine Kammer noch mehr nach links driften.

Vorläufig steht für Gapany etwas anderes im Vordergrund: vier Tage ausspannen. Wo sie das tun wird, weiss sie allerdings noch nicht. Das habe ihr Partner arrangiert, sie lasse sich überraschen, aber sie sei auf jeden Fall über alle Kanäle erreichbar, betont sie gleich mehrmals. Eine Parlamentarierin, die insistiert, man könne sie auch in den Ferien problemlos anrufen und stören – es geschehen tatsächlich noch Wunder. ○

**SALTO NATALE**  
Die Show der anderen Art

22. November - 31. Dezember 2019, Kloten  
Tickets 0900 66 77 88 (CHF 1.15/Min.) oder [saltonatale.ch](http://saltonatale.ch)

Sponsoren: MIGROS, SHAKE, MUFFINEN, etc.



## Personenkontrolle

**Schlatter, Hugi, Landolt, Sommaruga, Chardonens, Leuthard, Wyss, Gössi, Rytz, Hodgers, Maudet, Bieber, Farage, Johnson, Trump, Corbyn, Bloomberg**

Marionna Schlatter, Waldfee, gibt ihre Profession gerne mit «Soziologin, Pilzkontrollleurin, Familienfrau» an. Erstaunlicherweise war der berufliche Werdegang der grünen Ständeratskandidatin im Wahlkampf kein Thema. Im Lebenslauf heisst es diffus, sie habe zwischen 2000 und 2014 die «Leitung der Akquisition bei Kampagnenagentur» innegehabt. Was den PR-Berater **Andreas Hugi** auf den Plan rief. Auf Twitter fragte er: «Keine Lust, zur PR- und Campaigning-Branche zu stehen?» Erst auf Anfrage der *Weltwoche* lüftet die «Pilzkontrollleurin» das Geheimnis: Sie wirkte für das Basler Institut für Mittelbeschaffung und Information Schweiz I.M.I.S GmbH. Die Firma akquiriert mit Strassenkampagnen Spenden für gemeinnützige Organisationen. Solche professionellen Spendensammler geben immer wieder zu Debatten Anlass. Kritisiert wird das stark provisionsabhängige und für den Spender undurchsichtige Geschäftsmodell. Fragwürdige Methoden beim Branchenprimus Corris hat der ehemalige *Weltwoche*-Journalist **Christoph Landolt** aufgedeckt, indem er sich bei den «Söldnern des Guten» einschleuste (*Weltwoche* Nr. 14/13). Im Vergleich zu diesem Business ist eine Leidenschaft für Waldpilze natürlich eher unverfänglich. (fsc)

**Simonetta Sommaruga**, Genossin, muss die Spitze des Bundesamtes für Umwelt (Bafu) neu besetzen. Der bisherige Direktor, **Marc Chardonens**, noch von Sommarugas Vorgängerin **Doris Leuthard** (CVP) eingesetzt, tritt wegen eines Krebsleidens zurück. In einem Teilzeitpensum wird sich der bisherige Amtsinhaber aber weiterhin internationalen Aufgaben der Umweltpolitik widmen. Wer Nachfolger im Bafu wird, wo unter anderem die Klimapolitik des Bundes gestaltet wird, ist offen. Es würde jedoch niemanden wundern, erinnerte sich Sommaruga an ihre gute Freundin und Parteikollegin, die frühere SP-Fraktionschefin **Ursula Wyss**. Nächstes Jahr läuft deren Amtszeit im Berner Gemeinderat aus. Sie hat schon früh angekündigt, nicht mehr zu kandidieren. In der Vergangenheit hat man die Bernerin schon einige Male mit einer Kaderstelle beim Bafu in Verbindung gebracht. Und vielleicht liegt jetzt sogar der Chefposten in Reichweite. (hmo)



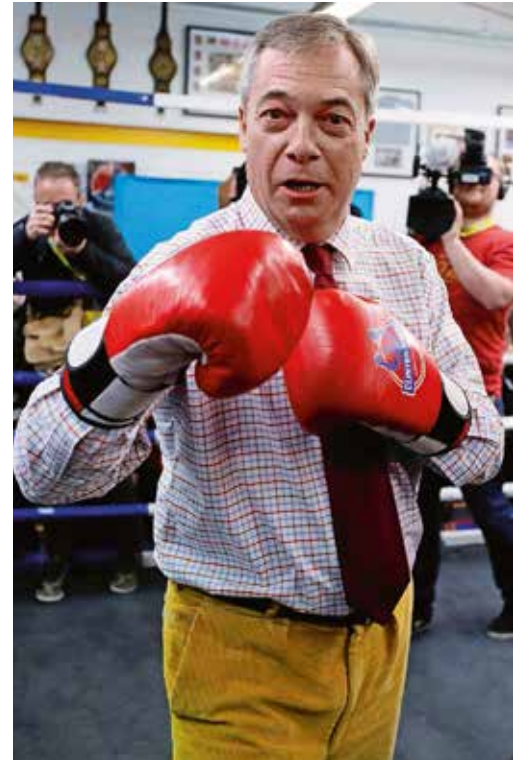
**Alarm:** Unternehmer Bloomberg.



**Mittelbeschaffung:** Kantonsrätin Schlatter.



**Gegenwind:** Grünen-Politiker Hodgers.



**Zurück in den Stall:** Brexit-Initiator Farage.



**Kopfnicken:** FDP-Präsidentin Gössi.

**Petra Gössi**, Sankt-Florians-Politikerin, warf in der «Samstagsrundschau» des Schweizer Radios zur SVP die folgende Frage auf: «Warum soll die Partei, die ihren Bundesräten oft nicht folgt, mit zwei Bundesräten vertreten sein?» Die höchste Freisinnige will also bei den Gesamterneuerungswahlen vom 11. Dezember lieber, dass andere Häuser angezündet werden, auf dass es unter der FDP-Kuppel brenne. So erfindet Gössi flugs ein neues Kriterium für die Sitzverteilung in der Landesregierung, nämlich das Kopfnicken der jeweiligen Fraktionen gegenüber ihren ins Kollegialsystem eingebundenen Bundesräten. **Regula Rytz**, Präsidentin der Grünen, beurteilte Gössis Angriffsversuch auf die SVP-Doppelvertretung als «interessante Frage». Merke: Gegen die SVP braut sich hinter den Kulissen etwas zusammen. (möö)

**Antonio Hodgers**, Plauderer, sticht ins Wespennest. Der Genfer Regierungspräsident, der sich als Bundesratsanwärter für die Grünen ins Gespräch gebracht hat, steht im Verdacht, ein Sexist und Frauenverächter zu sein. Hodgers hatte vor ein paar Tagen in einer Satire-Radio-

sendung einer Journalistin der Westschweizer Zeitung *Le Temps* vorgeworfen, sie habe einen negativen Artikel über ihn verfasst, weil sie verliebt sei in **Pierre Maudet** «wie ein junges Mädchen in **Justin Bieber**». Maudet, einstiger Strahlemann in der Genfer Regierung, und Hodgers sind sich nicht grün. Seit seinem kessen Spruch steht Regierungspräsident Hodgers nun im Gegenwind. Und es stellt sich die Frage, ob er seine Chancen auf eine Kandidatur bei den gleichstellungssensiblen Grünen bereits verspielt hat. (fon)

**Nigel Farage**, Brexit-Erfinder, setzt Sache über Ego und ruft sämtliche Pferde seiner Brexit-Partei zurück in den Stall. Seine Kandidaten würden in der Parlamentswahl vom 12. Dezember die 317 Sitze der Tory-Partei nicht anfechten. «Ich denke, diese Ankündigung verhindert ein zweites Referendum», räsionierte er am Montag, nachdem er Premierminister **Boris Johnsons** Brexit-Deal geteert und gefedert hatte. Die Kehrtwende scheint Farage – frei nach den Beatles – *with a little help from my friend* getroffen zu haben. In einem explosiven

Talkradio-Interview mit **Donald Trump** legte der US-Präsident dem Brexit-Rebellen ans Herz: «Ich würde gerne sehen, wie du und Boris zusammenkommen. Vereint würdet ihr die Wahlen rocken.» Und schon hiess es wieder, Trump habe sein Amt missbraucht. Habakuk! Nicht Amerikas Präsident, sondern Britanniens Auguren zähmten den Widerspenstigen. Neue Umfragen offenbarten einen «stetigen Aderlass» für die Brexit-Partei, so Weggefährten Farages. Konservative Wähler sorgten sich über eine mögliche Regierung des Neo-Marxisten **Jeremy Corbyn**. «Ein halber Laib Brexit ist besser als gar keiner.» (geh)

**Michael Bloomberg**, Freund der Frauen, hört das Vaterland rufen. Zwölf Jahre hat er zuerst als Republikaner, dann als Unabhängiger New York regiert. Jetzt überlegt er sich, als Demokrat Amerika zu retten. Offenbar treibt ihn die Sorge über das linkslastige Feld der Präsidentschaftsanwärter dazu. Um **Donald Trump** zu schlagen, brauche es einen Moderaten. Einen wie ihn. In einer Kategorie ist Bloomberg Trump turmhoch überlegen: Mit seinem 52-Milliarden-Dollar-Vermögen wäre seine Kriegskasse prall gefüllt. Damit allerdings lässt sich nicht kaufen, was ihm gemäss Umfragen fehlt: Charisma. Ausserdem wäre Bloomberg mit 77 Jahren ein weiterer weisser, alter Mann im Kandidatenfeld. Dafür kämpft der Philanthrop gegen Waffen und für die Umwelt. Könnte er damit die Frauenherzen gewinnen? Die Frage ist kaum ausgesprochen, schon schellt der #MeToo-Alarm. Baff von einer Schönheit in enger Robe, schwärmte er 2013 an einer Benefiz-Sause: «Look at that ass on her», wie das *New York-Magazin* rapportierte. Ein Bekannter Bloombergs meinte entschuldigend: «Er hat einen Frauenhumor aus den 1950er Jahren, der weder bössartig noch zu leugnen ist.» Die nächsten Wahlen finden im Jahr 2020 statt. (geh)

## Nachruf



*Verhängnisvoller Irrtum:* Terrorist al-Ata.

**Baha Abu al-Ata (1977–2019)** — Dass er sterben musste, wurde vor rund zehn Tagen vom israelischen Sicherheitskabinett beschlossen. Es warf Baha Abu al-Ata nicht nur vor, für zahlreiche Raketenangriffe aus dem Gazastreifen verantwortlich zu sein. Man war sich aufgrund von Geheimdienstinformationen auch gewiss, dass es sich bei al-Ata um eine «tickende Bombe» handelte. Der studierte Soziologe und Kommandant des Islamischen Dschihad, einer radikalen Terrororganisation, die von Teheran finanziert und ausgerüstet wird, habe geplant, Israel in den nächsten Tagen mit Terror zu überziehen.

Al-Ata muss gewusst haben, dass er von seinem Feind gesucht wird. Denn in den letzten Tagen seines Lebens ging er auf Nummer sicher und schlief jede Nacht in einer anderen Wohnung. Doch dann wurde der Dschihadist unvorsichtig. Er schenkte den Drohnen, die pausenlos über dem Gazastreifen patrouillierten, keine Beachtung. Deshalb entging ihm, dass Israels Sicherheitskräfte jede seiner Bewegungen überwachten – mit Hilfe von Sensoren oder Nachtsichtkameras zum Beispiel. Obwohl er wusste, dass Gaza voll von Spitzeln ist, die für den israelischen Geheimdienst arbeiten, verzichtete er darauf, in einem der Bunker seiner Terrororganisation zu übernachten. Stattdessen umgab er sich mit einem menschlichen Schild. Er schlief mit Kindern an seiner Seite, weil er davon ausging, dass Israel Unschuldigen kein Leid antun würde.

Doch dann beging er einen verhängnisvollen Irrtum. In den frühen Morgenstunden des Dienstags legte sich der 42-Jährige allein mit seiner Frau ins Bett. Er schickte die Kinder ins Nebenzimmer. Israels Sicherheitskräfte waren sofort im Bild und wussten: Das war der Moment, auf den sie seit Tagen gewartet hatten. Jetzt würden sie al-Ata gezielt töten können, ohne dabei seine Kinder umzubringen. Am Dienstagmorgen, kurz nach vier Uhr, stiegen Kampfjets auf mit Kurs auf Gaza. Dann steuerten sie auf das Haus des Todeskandidaten zu und fokussierten auf al-Atas Schlafzimmer. Die Geschosse, die durchs Fenster drangen, trafen Baha Abu al-Ata mit seiner Frau im Ehebett mit chirurgischer Präzision. Weitere Opfer gab es nicht. *Pierre Heumann*

**Wo Anleger in diesen  
Zeiten noch gute Zinsen  
bekommen.**

**Diese Woche:**  
Tipps und Tricks für Investoren.



[www.handelszeitung.ch](http://www.handelszeitung.ch) | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

**Handelszeitung**

## Weisheit der Vögel

Von Ernst Paul Dörfler — Seit meiner Kindheit faszinieren sie mich. Vögel sind soziale Lebewesen. Innig sorgen sie füreinander, Spezialisten der Nestwärme. Doch es gibt noch vieles mehr, was wir Menschen von ihnen lernen können.



### Kontakt zu den Ursprüngen.

Für jeden, der es sehen will, war schon vor Jahrzehnten klar: Unser Umgang mit der Natur war und ist alles andere als zukunftsfähig. Wir Vertreter des Homo sapiens haben es in nur einem Jahrhundert geschafft, unsere Erde an den Abgrund zu manövrieren. Ganz anders die Vögel: Sie leben seit über hundert Millionen Jahren auf diesem Planeten, ohne ihm zu schaden. Ich stelle mir immer wieder die Frage, nach welchen Prinzipien die Vögel ihr Leben führen, und stiess auf die Einsicht, das wir vieles von ihnen lernen können.

Ich bin Mitte des letzten Jahrhunderts in einer Welt aufgewachsen, die es heute nicht mehr gibt. Meine Wurzeln liegen in einem kleinen Dorf zwischen Heide und Mittelbe südlich der Lutherstadt Wittenberg. Ein kleiner Bauernhof war der Lebensmittelpunkt unserer Familie. Dieser Hof samt Acker, Wiese und Wald lieferte uns fast alle Lebensmittel. Für den Winter wurden Vorräte angelegt. Die Tiere gehörten zur Familie. Die zwei Pferde und die vier Kühe riefen wir bei ihrem Namen. Wir behandelten sie fürsorglich, streichelten sie

nicht selten, denn von ihnen hing unser Überleben ab.

### «Ich muss hier raus!»

Während meine Mutter die Kühe gemolken hat, bewunderte ich als kleiner Junge die Rauchschnalben, wie sie ihr Nest im Stall errichteten, brüteten, den Küken Nestwärme spendeten und unter freiem Himmel Fluginsekten erbeuteten, um sie anschliessend in die weit aufgesperrten Schnäbel ihrer Küken zu stopfen. Zusammen mit meiner Schwester



abdruck für die Natur verkraftbar. Mülltonnen hat es nicht gegeben, alles blieb im natürlichen Stoffkreislauf. Verschwendung war tabu, Sparsamkeit oberstes Gebot. Unser bescheidenes Leben bestand aus harter Arbeit, doch es war befriedigend und selbstbestimmt, niemals monoton, immer eine Herausforderung, denn

---

## Vögel sind uns in ihren sensorischen Leistungen haushoch überlegen.

---

die Natur läuft nicht nach einem starren Programm ab. Kenntnis, Erfahrung und Intuition waren im Umgang mit Pflanzen und Tieren, mit Boden und Wetter überlebenswichtig. Das alles hat mich tief geprägt.

Dennoch sagte mein Vater immer wieder: «Moa Bub wird emoal koa Bauer!» Er musste nach dem Krieg aus Böhmen nach Anhalt übersiedeln und heiratete dort meine Mutter. Mühsam bauten sie sich in der DDR eine neue, kleinbäuerliche Existenz auf. Doch mit der erzwungenen Kollektivierung im Frühling 1960 fand sich mein Vater nicht ab. Er fühlte sich durch und durch als «freier Bauer» und wollte es auch bleiben, doch die politischen Umstände liessen es nicht mehr zu.

Der «Bub» wuchs indes in der freien Natur heran und musste sich irgendwann entscheiden, was er denn werden wollte, wenn schon kein Bauer. Ein Jahr vor der Abiturprüfung tauchte in der Zeitung eine Losung auf: «Chemie bringt Wohlstand, Brot und Schönheit!» Diese Losung liess mich nicht mehr los. Was will man mehr? Da ich meine Chemie- und Biologielehrerin sehr verehrte, entschied ich mich für ein Chemiestudium.

Neun Jahre verbrachte ich als Student und später als Assistent an der Hochschule, zumeist im stinkenden Labor. Dann spürte ich: «Ich muss hier raus!» Nach einem weiteren Irrweg gelangte ich als Ökochemiker an das Berliner Institut für Gewässerschutz und durfte dort mehrere Schadstoffstudien für das Territorium der DDR anfertigen, darunter die Nitratstudie (1980) und die Pestizidstudie (1982). Da Umweltdaten aber Staatsgeheimnis waren, wurden alle meine Ergebnisse als Verschlussache behandelt, die Verbreitung von Umweltdaten galt als Straftatbestand.

### Freier Ökologe in der DDR

Das Wissen um den erbärmlichen Zustand der Umwelt und das Verschweigen-Müssen wichtiger Fakten um unsere Umwelt machten mich krank. Ich kündigte meine Anstellung, um frei zu sein, um wieder in der Natur leben zu können. Dabei wurde ich Zeuge, wie auf den Feldern Wildgänse starben, weil sie mit Gift behandelte Getreidekörner gefressen hatten. Die toten Gänse signalisierten mir als ökologisch denkendem Menschen, wie es um die

Natur bestellt ist. Es genügte mir fortan nicht mehr, Vögel zu bestimmen und ihre Artzugehörigkeit zu kennen.

Ich wollte vor allem wissen, wie es ihnen geht und wie sie sich fühlen, worunter sie leiden, aber auch wie sie miteinander umgehen und wo ihre besonderen Kompetenzen liegen. So begann ich leidenschaftlich, Naturwissen zu sammeln und öffentliche Aufklärung zu betreiben – als freier Ökologe in einem unfreien Staat, der das Leben bis weit in die Privatsphäre hinein überwachte. Wie ich erst später erfuhr, war auch meine Wohnung mit Abhörtechnik ausgestattet. Ich wurde als gefährlicher Staatsfeind eingestuft, weil ich die Umwelt schützen wollte.

Dann kam 1989 die politische Wende. Bei den ersten freien Wahlen kam ich ins Parlament. An der Seite von Joachim Gauck und achtzehn weiteren Akteuren der Wende bildeten wir mit Bündnis90/Die Grünen die kleinste Fraktion im damaligen DDR-Parlament, der Volkskammer, und hatten grosse Pläne. Ich wurde zum Leiter des Ausschusses für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit ernannt. Die politischen Schwerpunkte meiner Arbeit: die Energiewende, das heisst neben der (erfolgreichen!) Stilllegung aller Atomkraftwerke vor allem die Förderung erneuerbarer Energien sowie die Agrarwende, verbunden mit der Umstellung auf eine ökologische, giftfreie Landwirtschaft – letztlich auch, um Arbeitsplätze zu erhalten, denn es drohte eine Massenarbeitslosigkeit.

### Ohne Blutvergiessen

Es dauerte kaum ein halbes Jahr, da lösten sich alle meine Handlungsspielräume in Luft auf: Das westliche Wirtschaftssystem wurde mit all seinen ökologischen Schwächen auch im Osten eins zu eins übernommen. Die

---

## Wir Menschen wollen alt werden, ohne alt auszusehen. Vögel haben dieses Kunststück locker geschafft.

---

damals schon notwendige ökologische Wende ist ausgeblieben, von kosmetischen Veränderungen und Stilllegungen einmal abgesehen. Die schmutzige Industrie wurde in ferne Länder ausgelagert, und der Naturverbrauch sowie die Ressourcen-Verschwendung gingen in der Wachstumseuphorie erst so richtig los.

Ich beendete meine kurze Laufbahn als Berufspolitiker, denn für meine Pläne des ökologischen Umbaus von Wirtschaft und Gesellschaft waren keine Mehrheiten in Sicht. Ich wandte mich wieder der Öffentlichkeitsarbeit zu und verfolgte als freier Publizist und Buchautor zwei Themen, die mich bis heute wegen ihrer Lebendigkeit und Vielfalt fesseln: Flüsse und Vögel. >>>

begleitete ich unsere Enten zum Dorfteich – am Abend wollten sie nicht freiwillig nach Hause –, und auf der Obstwiese hütete ich die Gänse. Sie kommunizierten ständig miteinander und ich mit ihnen. Mir war viel Zeit als stiller Beobachter geschenkt, niemals verspürte ich Langeweile.

Es ist mir wohl schon damals in Fleisch und Blut übergegangen: Wir können nur mit und nur von der Natur leben. Aus heutiger Sicht war unser Leben klimaneutral, unser Wirtschaften nachhaltig, unser ökologischer Fuss-



*Vögel hören nie auf, sich sozial zu engagieren.*

Je tiefer ich in die Materie eindrang, umso grösser wurden die Überraschungen. Vögel sind uns in ihren sensorischen Leistungen haushoch überlegen, vor allem beim Hören und Sehen, in ihren Wahrnehmungsfähigkeiten also. Vögel haben aber auch die Schönheit erfunden. Dies ist in erster Linie den Weibchen und ihrem Festhalten an der Wahlfreiheit bei der Partnerwahl zu verdanken sowie der Tatsache, dass die äussere Schönheit ein Spiegelbild der inneren Fitness ist. Bemer-

### **Manche Vögel können die Hälfte ihres Körpergewichtes verlieren und bleiben dabei kerngesund.**

kenswert in unserer gewaltlastigen Zeit: Vögel pflegen die Friedfertigkeit im Umgang miteinander, sie vermeiden innerhalb ihrer Art Körperverletzung und Blutvergiessen: singen statt kämpfen!

#### **Naturnotwendiges Hungergefühl**

Vögel sind frei von Gier, und selbst unter Geiern finden sich – soweit bekannt – keine Millionäre. Sie nehmen, was sie zum Leben brauchen, mehr nicht. Vögel sind wie wir Menschen soziale Wesen, es gibt ein Oben und ein Unten in der Rangordnung, doch der Unterschied ist nicht überbordend, er ist überschaubar.

Vögel – und das hat mich auch persönlich sehr beeinflusst – pflegen einen überaus gesunden Lebensstil. Die allermeisten Krankheiten, die uns Menschen zu schaffen machen, kommen bei Vögeln in freier Natur nicht vor. Herzkrankheiten, Diabetes, Fettsucht, Krebs? Fehlanzeige! Genauso Depressionen, Schlafstörungen, Angststörungen, Burnout.

Doch es gibt bemerkenswerte Ausnahmen: Die Vögel in Gefangenschaft, zum Beispiel in der Massentierhaltung, leiden unter ähnlichen Symptomen, darunter Gelenkerkrankungen, Aggressivität und erhöhte Anfälligkeit gegen Infektionen. Deshalb bekommen sie jede Menge Antibiotika verabreicht, verbunden mit der Folge, dass sich resistente Keime ausbilden, die in die Umwelt gelangen und dadurch für uns Menschen lebensbedrohend sein können.

Wir Menschen wollen alt werden, ohne alt auszusehen. Das gelingt nicht immer. Vögel haben dieses Kunststück locker geschafft. Ihnen sieht man ihr Alter nicht an. Wie beneidenswert! Ein Rotkehlchen, egal ob drei oder dreizehn Jahre alt, wirkt immer jugendlich frisch. Aber nicht nur äusserlich halten sich Vögel topfit, auch in ihrem Inneren läuft das Altwerden weitgehend beschwerdefrei ab. Bewegungseinschränkungen, Muskel- und Knochenabbau (Osteoporose), Vergreisung, aber auch der Verlust von Hör- und Sehfähigkeiten ist den Vögeln fremd. Genauso wenig sind Vögel im Alter von Demenz betroffen. Gesund alt werden – wäre das nicht auch für uns wünschenswert? Was ist ihr Geheimnis?

Das Jungbrunnen-Enzym Telomerase ist bei Vögeln besonders aktiv, ein Enzym, das den Zelltod hinauszögert. Es ist auch in uns Menschen angelegt, und wir können es durch einen entsprechenden Lebensstil befördern. Aber wie? Vögel pflegen nach wie vor eine vollkommen natürliche Lebensweise, wovon wir Menschen uns mehr und mehr entfernt haben.

Werfen wir einen Blick in den Vogelalltag: kraftvolle Bewegung in freier Natur, verbunden mit intensiver Atmung, naturgemässe, saisonale und regionale Ernährung im rechten Mass, ausreichend Schlaf- und Ruhezeiten, dem natürlichen Biorhythmus entsprechend. Und selbstverständlich keine Drogen und leistungssteigernden Mittel.



*Autor Dörfler.*

Vögel hören nie auf, sich sozial zu engagieren, sich im Frühjahr immer wieder zu paaren und für Nachwuchs zu sorgen, egal wie alt sie sind. Krankmachende Vereinsamung kommt nicht vor. Diese aktive und natürliche Lebensweise scheint auch die Selbstheilungskräfte und das Regenerationsvermögen zu stärken. Die Natur braucht gesunde, vitale Individuen, und sie tut alles, um dieses Ziel zu erreichen, voraus-

gesetzt, der Organismus wird nicht überfordert und dauerhaft gestresst. Genau das scheint unser zivilisatorisches Problem zu sein. Wir haben wohl verlernt, das gesunde Mass zu finden und einzuhalten. «Wachstum über alles» macht krank – unsere innere wie unsere äussere Natur.

#### **Innere Selbstreinigung**

Vögel haben mir das Intervallfasten schmackhaft gemacht. Seit meiner Kindheit erlebte ich das Hungergefühl als Alarmsignal. Ich wurde von meiner Mutter in guter Absicht immer zum Essen angehalten. Erst durch meine Recherchen zu meinem Buch «Nestwärme. Was wir von Vögeln lernen können» wurde mir bewusst, dass gelegentliches Hungergefühl etwas Natürliches, ja, Naturnotwendiges ist. In der Natur herrscht nie ein permanenter

Überfluss, auch der zeitweilige Mangel gehört dazu. Vögel, aber auch unsere menschlichen Vorfahren haben sich daran angepasst, anpassen müssen.

Heute empfehlen uns Ernährungsmediziner wieder das Intervallfasten, die zeitweilige und freiwillige Reduktion der Nahrungszufuhr. Unser Körper schaltet dann auf Recycling (Autophagie) um, eine heilsame Art von innerer Selbstreinigung. Der Abbau, die Verwertung des körpereigenen Zellabfalls, stärkt die Abwehrkräfte und mindert Alterungserscheinungen. Manche Vögel können die Hälfte ihres Körpergewichtes verlieren und bleiben dabei kerngesund (was wir in diesem Ausmass nicht unbedingt nachahmen sollten!).

Mir hat die intensive Beschäftigung mit der Innenwelt der Vögel Mut gemacht und gezeigt, was wir alles tun können, um uns selbst und unsere lebensspendende Natur gesund zu erhalten: Mehr Bewegung an frischer Luft und der Kontakt zur lebendigen Natur sorgen schon für die Ausschüttung von Glückshormonen und stärken die natürlichen Abwehrkräfte – bei Mensch und Vogel.

Vögel empfinden keineswegs nur Stress und Schmerz, sie erleben offenbar auch die gleichen positiven Gefühle wie wir, zumindest sprudeln in Mensch und Vogel die gleichen Hormone. Egal ob Adrenalin, Cortisol oder Testosteron. Und auch das Kuschelhormon

Oxytocin und das Verliebtheithormon Phenylethylamin wirken bei Meisen wie bei Menschen. So engverwandt sind wir, und so abhängig sind wir voneinander: Verlassen Insekten und Vögel diese Erde, werden sie uns unweigerlich mitnehmen.

### Respekt und Demut

Wir stehen vor der grössten Herausforderung der Menschheitsgeschichte. Die sich beschleunigende Erderhitzung und das Schwinden der biologischen Vielfalt als Folge unseres mass-

### Vögel empfinden nicht nur Stress und Schmerz, sie erleben auch positive Gefühle wie wir.

losen Wirtschaftens und Konsumierens bedrohen nicht nur Bienen und Vögel, sie bedrohen genauso unsere ureigene Existenz auf diesem Planeten. Nur mit einer gehörigen Portion Entschlossenheit kann es uns gelingen, das Schlimmste abzuwenden und die Bewohnbarkeit und Stabilität unserer Lebensräume zu erhalten. Für diesen Kraftakt braucht es Energie und die Hoffnung, dass vielleicht doch noch alles gut werden kann. Auch unseren Humor dürfen wir nicht verlieren, denn er setzt ungeahnte Kräfte frei, die unserer Natur innewohnen.

Suchen wir wieder den Kontakt zu unseren Ursprüngen, schauen wir zu unseren Vögeln mit Respekt und Demut hinauf. Sie führen uns vor: Weniger ist mehr. Weniger verbrauchen, weniger wegwerfen. Was für uns, für unsere Gesundheit gut ist, wirkt sich auch positiv auf das Leben der Vögel aus, angefangen bei der Wertschätzung von Lebensmitteln aus giftfreier Erzeugung hin zur Reduktion unseres Fleischkonsums. Gerade die Chemie-intensive Landwirtschaft sowie die Massentierhaltung sind entscheidende Treiber der rasanten Klimaveränderungen und des Artensterbens.

Bescheidenheit und Verzicht müssen kein Unglück sein. Sie befreien uns vielmehr von unnötigem Ballast, vermeiden Dauerstress, schenken uns wieder mehr Zeit füreinander und für uns selbst, Zeit für einen friedvollen, achtsamen und liebevollen Umgang mit sich und der Mitwelt. So werden wir beschenkt durch mehr Lebenszufriedenheit, Glück und Leichtigkeit. Vielleicht lassen wir uns sogar beflügeln – warum nicht?



**Ernst Paul Dörfler:** Nestwärme. Was wir von Vögeln lernen können. Hanser. 288 S., Fr. 29.90. Das Buch ist zu einem überraschenden Bestseller geworden und wird schon in mehreren Auflagen gedruckt.

# Domainregistrar\*

- \* Fast so offiziell wie ein Amt. Die Domain Ihrer Website können Sie bei Hostpoint eintragen und schützen lassen. Wir sind offizieller Registrar, und dies bereits für hunderttausende Domains.

Einfach Internet.

 **HOSTPOINT**

## Levrats Schweiz, gestern und morgen

Von Christoph Mörgeli

SVP-Präsident Christian Levrat hat nach glücklichem Freiburger Ständeratswahlkampf und missglücklichem Schweizer Wahlkampf seinen Rücktritt angekündigt. Zuvor haben ihn Jon Pult als Vertreter der zornigen Jungen und Jacqueline Fehr als Vertreterin der zornigen Alten öffentlich aus dem Amt gebissen. Getreu dem Motto «Tritt dir einer auf die Flosse, ist es sicher ein Genosse». Levrat gibt auf und sein Amt ab. Die wichtigsten (und einzigen) Kriterien für seine Nachfolge heissen: weiblicher, jünger und schlanker. Ein hübsches Gesicht ist wichtiger als ein funktionierendes Gehirn.

Manches an Christian Levrat ist sozialdemokratischer Durchschnitt: Wie fast alle seine Parteikollegen war er ein rücksichtsloser Bewirtschafteter des Mitleids. Vom Geld verstand er gerade so viel, dass er es von den anderen haben wollte. Aber Schachspieler Levrat hatte eine strategische Vision, die er hartnäckig verfolgte: nämlich die einer von Mitte-links regierten Schweiz. 2008 bis 2015 genoss er herrliche Jahre. Durch die Abwahl von Christoph Blocher und die Installierung von Eveline Widmer-Schlumpf kippte der Bundesrat nach Mitte-links. Die Bündnerin befand sich fortan in Geiselhaft der SP. Sie hatte wenig von einem sturen Steinbock. Dafür viel von einem willigen Tanzbären.

So wurden bürgerliche Werte und Tugenden massenhaft über Bord geworfen. Das Bankkundengeheimnis – seit je ein Feindbild der SP – starb einen raschen Tod. Der Sozialstaat explodierte. Den Asylmissbrauch nahm man hin wie eine fünfte Jahreszeit. In der SVP wütete der Spaltpilz. Dies war Levrats glücklichste Zeit. Doch 2015 kippte der Bundesrat wieder nach Mitte-rechts. Der SVP gelang es, neben dem Finanzdepartement auch das Wirtschaftsdepartement zu erobern.

Levrats Vermächtnis an seine Nachfolgerin lautet: Mache mir den linken Flügel stark! Sorge für eine Mitte-links-Schweiz! Ob mehr Rot oder mehr Grün ist einerlei. Konkordanz nach Levrats Lesart heisst: SVP und FDP teilen sich höchstens drei Sitze. Die vier anderen gehören ihm und seinem Mitte-links-Lager. Dies wäre für die Linken ein Lustspiel. Aber für die Schweiz eine Tragödie. Dreissig Jahre Mauerfall sind der SP keine Lehre. Sonst müsste sogar Christian Levrat einsehen, dass der Sozialismus der freien Marktwirtschaft nur in einer Beziehung überlegen ist: Er ist schneller untergegangen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Kommt Gössi durch dieses hohle Gässi?

Von Peter Bodenmann — Freisinnige wollen Öko-Abgaben nicht voll zurückerstatten, sondern einen undurchsichtigen Klimafonds schaffen.



Viola Amherd will Nägel mit Köpfen machen. Wer soll denn hier ans Kreuz geschlagen werden?

Kein SVP-Normalo interessiert sich für so abstrakte Themen wie fremde Richter oder Souveränität. Auf den Keks gehen der SVP-Basis die *cheiben* Scheidungsrichter und nicht die Kesb.

Die SVP findet ihr neues Thema ausgerechnet im Ausland. Von Chile bis Frankreich wollen die Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen und Renten nicht für die Kosten des dringend notwendigen ökologischen Umbaus aufkommen.

Die *heimlifeissen* Norweger fördern zu viel Öl und Gas. Und legen die Gewinne aus der Förderung dieser fossilen Energien in einen zunehmend klimaneutralen Staatsfonds. Als Sicherheit für die Zeit danach. Mit hohen realen Renditen. So beweglich kann man sein.

Die Aufhebung des Mindestkurses war für die reale Wirtschaft ein Schuss ins Bein. Diese Aufhebung hatte aber einen gewaltigen Kollateralschaden: Die Nationalbank musste und muss neu mehr Geld drucken, um den Kurs wenigstens bei 1.10 Franken pro Euro zu halten.

Jetzt ist die Nationalbank bald einmal ein 1000 Milliarden Franken schwerer Staatsfonds. Und nächstens vielleicht 3000 Milliarden schwer. Alles kein Problem, wie uns der Währungsspezialist Jürg Mettler auf *Inside Paradeplatz* schonend beizubringen versucht.

Frau Schweizerin und Herr Schweizer werden Zeit brauchen, bis sie das mit dem Staats-

fonds begriffen haben. Als kleine Brücke in die Zukunft könnten National- und Ständerat die Nationalbank gesetzlich verpflichtet, mit lächerlichen 10 Prozent ihres Vermögens den ökologischen Umbau mit Nullzinsdarlehen in Schweizer Franken zu beschleunigen. In der Logik von Ruedi Rechsteiner, der die effizientere Verwendung der Mittel fordert. Dies alles ohne die Bundeskasse oder die Konsumenten zu belasten.

Einen weiteren Ratschlag auf Lager hat der Wirtschaftspräsident Mathias Binswanger in der NZZ: «Sämtliche Abgaben sollen zu 100 Prozent zurückerstattet werden. Das erhöht ihre Akzeptanz und verhindert das Entstehen von prall gefüllten Subventionstöpfen, deren Inhalt oft in fragwürdigen Taschen landet.»

Die SP verlor die Wahlen auch, weil sie in Sachen Klima auf einen unbrauchbaren Marshallplan-Bastelbogen setzte. Die Freisinnigen, weil sie zu spät und ebenfalls konzeptlos ihre Ampeln auf Grün stellten. Für CVP-Präsident Pfister gilt: Neu laufe in Bern ohne seine Partei nichts mehr. Lässt sich Gössi von der SVP zum Nulltarif abschiessen? Lässt sich die SP von der CVP am Nasenring vorführen? Oder machen Gössi und Levrat gemeinsam den Sack zu? Nach den vergeigten Wahlkämpfen haben beide eine Bringschuld.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Täglicher Weltrekord

Von Kurt W. Zimmermann — Heute etwas Statistik.  
Donald Trump bricht im Journalismus alle bisherigen Rekorde.

Manchmal mache ich mir einen statistischen Spass. Dann zähle ich, wie häufig unsere Journalisten über ihr allerliebstes Thema schreiben. Das allerliebste Thema ist natürlich Donald Trump. Dazu schreiben sie sich die Finger wund.

Die beiden überregionalen Abo-Zeitungen der Schweiz, die *Neue Zürcher Zeitung* und der *Tages-Anzeiger*, sind hierzulande die emsigsten Trump-Arbeiter. Es gibt immer wieder Tage, an denen in den beiden Blättern zusammen um die zwanzig Artikel erschienen, in denen Trump ein Thema ist.

Man stelle sich vor: zwanzig Artikel am Tag, in denen dieselbe Figur eine Rolle spielt.

In den letzten zwölf Monaten haben NZZ und *Tages-Anzeiger* genau 5849 Mal über und zu Trump berichtet. Geteilt durch 365 macht das im Schnitt sechzehn Artikel pro Tag.

Die beiden Schweizer Blätter, und das macht die Angelegenheit noch bizarrer, gehören im internationalen Vergleich sogar noch zu den zurückhaltenden Redaktionen. Ihre Kollegen im Ausland wüten viel verrückter.

Es ist eine Obsession, die in der Medien-geschichte einzigartig ist. Selbst ein Barack Obama, der von den Journalisten vergöttert wurde, erreichte mathematisch gerade einmal einen Drittel der medialen Aufmerksamkeit des verhassten Trump.

Machen wir uns den Spass und listen wir die Anzahl der Artikel auf, in denen Donald Trump in den letzten 356 Tagen erwähnt wurde, angefangen mit den Schweizern, endend mit den Amerikanern. Gedruckte Artikel und Online-Artikel wurden nicht doppelt gezählt.

Titel	Artikel zu Trump	Artikel pro Tag
Tages-Anzeiger	2919	8
NZZ	2930	8
Le Figaro	3689	10
La Repubblica	4260	12
Daily Mail	4495	12
Süddeutsche	4498	12
Der Spiegel	5471	15
New York Times	14 781	40
Washington Post	28 205	77

Jeden Tag wird Trump in der *Washington Post* im Schnitt also 77 Mal in einem Artikel erwähnt. Seit Trump am Ruder ist, hat sich die Inland-berichterstattung in den USA zu einem weitgehend monothematischen Reporting entwickelt. Es geht fast nur noch um Trumps Missetaten und darum, wer ihn als demokratischer Gegenspieler zur Strecke bringen könnte.



Superman: Medienliebling Trump.

Vierzig bis 77 Artikel am Tag, da muss man als Leser schon sehr hart im Nehmen sein. Aber das sind offenkundig viele. Seit Trumps Wahl hat die *Washington Post* gegen eine Million digitale Abonnenten dazugewonnen, bei der *New York Times* sind es sogar 2,5 Millionen. «Trump bump» nennt man diese segensreiche Bodenwelle für die Medienindustrie.

## Und Maurer?

In Europa gibt es diesen *bump* nicht. Darum ist doppelt erstaunlich, wie obsessiv die Journalisten ihren Superman beackern. Beim Trump-fixierten *Spiegel* beispielsweise ist er fast doppelt so häufig ein Thema wie Angela Merkel.

In der Schweiz ist es vergleichbar. Trump schafft es 5849 Mal pro Jahr in die *NZZ* und in den *Tages-Anzeiger*. Einem anderen Präsidenten wie einem Ueli Maurer gelingt das bloss 682 Mal, einem Boris Johnson 636, einem Vladimir Putin 943 und selbst einer Angela Merkel nur 1095 Mal.

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass sich die meisten Journalisten nichts sehnlicher wünschen als die Wegwahl von Trump. Das scheint doch eher kontraproduktiv. Was machen die Redaktionen von *NZZ* und *Tages-Anzeiger*, wenn sie plötzlich etwa 5000 Mal im Jahr eine andere Artikel-Idee haben müssen? Ich würde mir das nochmals überlegen.

# Ruf der Uckermark

Von Henryk M. Broder — Die Kirche weitet ihre Kampfzone aus.

Die EKD, die Evangelische Kirche in Deutschland, feiert einmal im Jahr ihre «Synode», eine Art Parlament mit 126 Abgeordneten, die im Namen von 21 Millionen Protestanten Kirchengesetze beschliessen und den «Vorstand» der EKD wählen. Dieses Jahr fand die Synode in Dresden statt, auf der Tagesordnung stand etwa die Frage, wie die richtige «Antwort auf den drohenden Klimawandel» lauten müsste und welche «friedensethischen Konzepte» die Kirche anbieten sollte, um eine «Orientierung für konkretes Handeln» zu geben. So weit, so gut. Frieden und Klima gehören zu den Kernkompetenzen der Kirche. Beides hat mit dem Wirken einer höheren Macht zu tun.



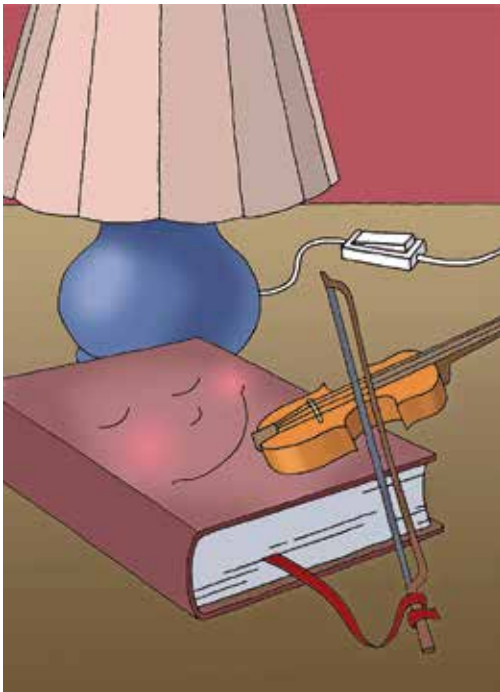
Aber das war nicht alles. Der Ratsvorsitzende der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, nahm auch zu irdischen Vorgängen Stellung. Er sagte unter anderem: «Wenn im Bundestag und in den Landtagen vertretene Parteien rechtsradikale Ideen in ihren Reihen dulden, dann disqualifizieren sie sich im demokratischen Diskurs. [...] Wir werden die zur Rede stellen, die Rechtsradikalen Deckung geben, auch dann, wenn sie selbst nicht so denken.» Erklärungen dieser Art gelten in der Bundesrepublik derzeit als Zeichen «zivilgesellschaftlichen Engagements». Denn es gilt nicht nur, den Frieden zu sichern und den Klimawandel zu stoppen, es muss auch eine erneute «Machtergreifung» durch Rechtsradikale verhindert werden, wie sie zuletzt 1933 stattfand. Die Kirche hat aus ihren Fehlern gelernt und will diesmal gegen statt mit dem Strom schwimmen. Dafür muss die Kampfzone wesentlich erweitert werden. Leider bleibt ungesagt, was mit den Abgeordneten jener Parteien geschehen soll, die rechtsradikale Ideen in ihren Reihen dulden oder Rechtsradikalen Deckung geben, ohne selbst rechtsradikal zu sein. Werden sie von der Synode der EKD abgewählt, exkommuniziert, in die Uckermark verbannt? Was bedeutet, man werde sie «zur Rede» stellen? Wäre es nicht eher Aufgabe der Kirche, die verlorenen Schafe zurückzuholen, statt ihnen zu drohen?

Gegenüber den Sündern in den eigenen Reihen, die Kindesmissbrauch getrieben haben, war die Kirche weitaus generöser. Die meisten bekamen eine zweite Chance. Aber das waren ja keine Rechtsradikalen.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sein Buch auf dem Nachttisch gut finden, weil es so langweilig geschrieben ist, dass man immer schon nach ein paar Sätzen zuverlässig wegdrämmert?

*Meret Blum, Schaffhausen*

Aber klar doch. Hunderttausende von Menschen leiden an Schlafproblemen. Nennen Sie uns den Namen des Buches, und der Autor wird reich. Nur die Pharmaindustrie, die gut von Schlaftabletten lebt, könnte etwas dagegen haben. *Rico Bandle*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Herr Knutti redet kein einziges Mal über konkrete Ergebnisse seiner Arbeit.» *Laurenz Hüsler*

### Beliebter Höcke

Nr. 45 – «Deutschland missversteht sich»; Titelgeschichte

Thilo Sarrazin erklärt in dieser Ausgabe Björn Höcke für «nicht sehr beliebt» in Thüringen. Höcke ist gerade im Osten sehr beliebt! Die Wahlergebnisse zeigen es ja. Weitere Beispiele des Unsinns sind meiner Meinung nach die Interviews mit Schily und Modrow. Als sehr durchwachsen würde ich diese bezeichnen. Im Osten aufgewachsen, erlebte ich die DDR-Zeit als friedlich. *Ronny Wellner, per E-Mail*

### «Blauschild» wieder einführen

Nr. 45 – «Ich war Blauschild»; Interview mit Gerhard Landert

Es wäre grossartig, wenn Sie eine Finanzkolumne wie «Blauschild» wieder einführen könnten. Sitzen wir doch auf einer Zeitbombe – und ein Gegengewicht zu den üblichen Finanzanalysen der Banken wäre wünschenswert. *Rolf Häberli, Nyon*

### Auf der populären Seite

Nr. 45 – «Er will dafür sorgen, dass alles gut wird»; Erik Ebnetter über Klimaforscher Reto Knutti

Herr Knutti redet kein einziges Mal über konkrete Ergebnisse seiner Arbeit. Und er argumentiert nach wie vor mit der Menge der Leute, die das eine oder das andere sagen. Wenn der IPCC die Kernkraft mal positiver darstellt und die Mehrheit dies gut findet, dann wird Knutti seine Ablehnung der Kernkraft abgeschwächer formulieren. Er ist Sprecher einer Gemeinde und steht immer auf der gegenwärtig populären Seite. Er hat bis heute nicht begriffen, dass Modelle nicht die Wirklichkeit sind, sondern nur die Darstellung der Annahmen. *Laurenz Hüsler, Egg bei Zürich*

Der Klimawandel-Ideologe Reto Knutti sollte mal ernsthaft darüber nachdenken, dass erstens kein Klimamodell die Natur nachbilden kann, um das zukünftige Klima vorhersagen zu können. Zweitens ist die Sonne und nicht das CO<sub>2</sub> der Motor des Wetters, denn ohne sie gäbe es gar kein Wetter. Und drittens würde Knutti ein Blick in die historische Klimatologie zeigen, dass sich das Klima schon oft aus rein natürlichen Gründen gewandelt hat. Hoffentlich reicht Knuttis Geld, damit er in dreissig Jahren seine Wettschulden begleichen kann, wenn alles nicht so kommt, wie er vorgibt.

*Klaus Hager, Neusäss (D)*



«Friedliche Zeit».

### Leuchtfener

Nr. 45 – «Warum Linke zur Intoleranz neigen» von Norbert Bolz

Texte wie diese sind dringend notwendige Leuchtfener in einer Welt, in der linke Gesinnung die Deutungshoheit besetzt halten will. *Brigitte Miller, Ins*

Dieser Artikel ist etwas vom Besten, was ich je in oder auch ausserhalb der *Weltwoche* gelesen habe. Ich fühlte mich fast mit jedem Satz in meinen eigenen Beobachtungen und Überlegungen bestätigt. Dass man bei der Lektüre dieser treffenden Zeitgeist- und Gesellschaftsanalyse ab und zu sogar auch etwas schmunzeln kann, schmälert ihre Trefflichkeit aber nicht im Geringsten! Mein Kompliment und Dank an den Autor.

*Arno Müller, Kappel*

In dieser Ausgabe liest man sehr oft von Linksintellektuellen und linken Intellektuellen. Ich frage mich seit einiger Zeit, warum man ausgerechnet die Linken als intellektuell bezeichnet. Von allen politischen Richtungen haben die Linken dieses Attribut am wenigsten verdient. Intellektuell heisst geistig geschult, gebildet und intelligent. Ich habe noch nie gelesen, dass Albert Einstein, Isaac Newton oder der heutige Wunderknabe Elon Musk mit dieser Ehre in Verbindung gebracht worden wären.

*Kurt Hollenstein, Oberbüren*

Um das genannte Ziel zu erreichen, müssten zunächst auch folgende Fragen gestellt werden: Mal angenommen, die Erde wäre zehnmal kleiner, wäre dann die Menschheit längst untergegangen? Oder umgekehrt, würde alles gut, wenn unser Planet zehnmal grösser, zehnmal reicher wäre? Geht man diesen Fragen nach, wird man herausfinden, dass Grösse und Reichtum der Erde nicht entscheidend sind fürs Fortbestehen der Menschheit. Daraus ergibt sich aber auch, dass technische Mittel (inklusive der notwendigen Reaktion auf den Klimawandel) nicht reichen, um dafür zu sorgen, «dass alles gut wird». Denn die übliche Leistung der Technik besteht darin, immer mehr Nötiges und Unnötiges verfügbar zu machen und dadurch gleichsam die Erde grösser zu machen, was – wie gesagt – nicht entscheidend ist. Erforderlich sind zusätzliche wissenschaftliche Untersuchungen zu sämtlichen Potenzialen, die genutzt werden müssten. Über geeignete Potenziale verfügt die Menschheit, doch wird davon nicht ausreichend Gebrauch gemacht.  
*Genrot Gwehenberger, Dornach*

Ein Beitrag, der es auf den Punkt bringt, ganz toll! Ich habe mir angewöhnt, bei (fast) jedem meiner Meinung entgegengesetzten Standpunkt die Frage zu stellen: Was ist falsch daran? So zwingt mich selbst dazu, vom hohen Ross hinunterzusteigen und mich mit meinem «Gegner» ehrlich auseinanderzusetzen. Eine heilsame Übung, die auch beim Gegenüber Erstaunliches auszulösen imstande ist.  
*Barbara Peter, Wil*

### Weltwoche allgemein

Als langjähriger und interessierter Leser Ihrer Zeitschrift fällt mir immer mehr auf, dass der gesamte Inhalt sehr deutschlandlastig daherkommt, obwohl es in der Schweiz diverse Probleme und genug Anregungen zum Recherchieren gäbe. Schliesslich handelt es sich bei der *Weltwoche* um eine schweizerische Zeitschrift. Fundamentale Ereignisse in Deutschland sollten natürlich auch weiterhin ihren Platz in der *Weltwoche* finden.

*Toni Mattle, Chur*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Erfreulicherweise gehört zu unserem Freundeskreis eine Reihe von sehr bekannten Persönlichkeiten, aus der Wirtschaft, aber auch aus der Kultur. Nun gibt es da ein sonst sehr nettes Paar, das wir gelegentlich auch zu unseren Abendrunden einladen. Tags darauf meldet sich dann jeweils die Frau oder der Mann mit der Bitte, ob wir ihnen nicht diese oder jene E-Mail-Adresse eines unserer berühmten Freunde weitergeben könnten. Ich finde dieses Verhalten unangemessen, denn dieses Paar hätte ja schon am Abend die Kontaktdaten mit den anderen Gästen austauschen können, wenn man sich entsprechend nahegekommen wäre. Wie können wir, ohne Geschirr zu zerschlagen, dieses Paar davon abbringen, uns wegen der Kontaktadressen immer wieder in eine unangenehme Lage zu bringen?

*Manuela W., Wyssachen*

Grundsätzlich gilt, dass man Telefonnummern, E-Mail-Adressen oder andere persönliche Daten von Drittpersonen nicht herausgeben sollte. Es ist Sache der Personen

selbst, ihre Anschriften bekanntzugeben. Sie haben Angst, Sie würden «Geschirr zerschlagen», wenn Sie dem betreffenden Paar die E-Mail-Adresse des Dritten nicht herausgeben. Das mag sein. Aber wenn Sie sie herausgeben, werden Sie wohl unter Umständen auch «Geschirr zerschlagen» bei dem Ehepaar, welches Sie mit der Herausgabe der E-Mail-Adresse verletzt haben, weil es ja nicht Ihre Aufgabe ist, die E-Mail-Adresse von Dritten zu verteilen.

Man kann jedem sagen, auch wenn man noch so befreundet ist: Telefonnummern, E-Mail-Adressen und ähnliche persönliche Daten von Dritten gebe ich nie heraus, das ist Sache dieser Person selbst. Wenn man das allgemein so handhabt, dann wird auch wenig «Geschirr zerschlagen», und wenn das die Betroffenen nicht ertragen, dann muss man das in Kauf nehmen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Lebenslust kennt kein Verfalldatum.»

Markus Leibundgut  
CEO Schweiz  
*zum selbstbestimmten Leben*

---

# Rösti sucht die Wunderwaffe

---

Der SVP-Präsident hat bei den Wahlen schweizweit das beste Resultat erzielt, seine Partei gleichzeitig eine böse Schlappe eingefahren. Spricht das für oder gegen Albert Rösti?

Von Hubert Mooser

Es gibt eine Erkenntnis, die will SVP-Präsident Albert Rösti seit den Wahlen nicht aus dem Kopf: «Dass wir unsere Wähler nicht verstärkt an die Urne brachten, das gibt einem schon zu denken.» Es brauche eine fundierte Analyse. Er habe bereits entsprechende Aufträge an die Kantonssektionen erteilt. Das sagte er auch vor versammelter Fraktion letzten Freitag in Unterägeri. Fraktionschef Thomas Aeschi hatte die SVP-Mandatsträger nach den Wahlen zu einem zweitägigen Seminar an den Ägerisee geladen. Der Ort war nicht zufällig gewählt. Es ist eine kulturhistorisch aufgeladene Region. Am oberen Seeende, in Morgarten, metzelten 1315 die Waldstätter 2000 Habsburger nieder. Es war, wenn man so will, auch ein Testlauf für die neue Wunderwaffe der Eidgenossen, die Hellebarde, die ihnen für Jahrzehnte auf dem Schlachtfeld einen kleinen Vorteil verschaffen sollte.

So etwas wie eine Wunderwaffe könnte Parteichef Rösti jetzt auch gut gebrauchen. Bei den letzten Parlamentswahlen vor knapp vier Wochen hat die sieggewohnte Partei eine fast historische Schlappe erlebt. Sie hat auf einen Schlag zwölf ihrer Sitze in der Grossen Kammer verloren. Bekannte und profilierte Leute wie der Freiburger Jean-François Rime oder der Bündner Heinz Brand wurden nicht mehr wiedergewählt. In SVP-Hochburgen wie Bern und Zürich erlitt die Partei happige Einbussen. Nicht gerade berauschend ist auch die bisherige Bilanz der Ständeratswahlen. Nur ist hier für die SVP nicht alles verloren. «Bei den zweiten Wahlgängen in Schwyz, Zug, Bern und im Tessin liegen die Sitze in Reichweite», sagt Rösti. Der Berner würde gerne die Bilanz mit dem einen oder anderen Sitzgewinn in der Kleinen Kammer etwas aufpolieren.

## Zeichen stehen auf Angriff

Der Lichtblick in Unterägeri: Die Stimmung bei der SVP ist besser als erwartet. Selbst abgewählte Fraktionsmitglieder wie der Basler Sebastian Frehner, der Luzerner Felix Müri oder der St. Galler Thomas Müller nahmen am Seminar teil. Müri hat den Anlass im Auftrag von Aeschi sogar organisiert. Ulrich Giezendanner begleitete Sohn Benjamin an die erste Fraktionssitzung. Rundfahrt auf dem Ägerisee, Fondueplausch, dann eine fast rituelle Besinnung vor dem Morgartendenkmal. Bei der SVP stehen die Zeichen schon wieder auf Angriff. «Jetzt erst recht», lautet der Tenor.

Rösti und Aeschi wollen die Fraktion auf die kommenden grossen Schlachten einschwören.



*Freundlicher Hardliner:* SVP-Präsident Rösti.

Auf die eigene Begrenzungsinitiative, die wohl im Mai zur Abstimmung kommt. Sie will den Zustrom aus den EU-Ländern drosseln. Und auf das Referendum gegen das CO<sub>2</sub>-Gesetz. Rösti hat dieses bereits angekündigt, nachdem der Ständerat in der Herbstsession beschlossen hat, dass Autofahren, Fliegen und Heizen in der Schweiz in Zukunft teurer werden sollen. Die grosse Manöverkritik zu den verpatzten Wahlen ist auf später verschoben. «Wir haben Aufträge an die Kantonalparteien verschickt», sagt Rösti. «Sie müssen uns bis Ende Jahr aufzeigen, welche Lehren sie daraus ziehen und was sie unternehmen wollen.» Danach werde man die Situation im Detail analysieren und die notwendigen Schlüsse daraus ziehen.

Eine erste kleine Auslegeordnung hat Wahlkampfleiter Adrian Amstutz bei der Delegiertenversammlung, eine Woche nach den Wahlen, vorgenommen. Amstutz machte dabei auch den fehlenden Elan von Parteileuten für die Niederlage verantwortlich. Es gelte auf allen Stufen, für die Schweiz und nicht für sich selber oder für lukrative Pöstchen zu arbeiten, mahnte er. Freilich hatte Amstutz dabei nicht unbedingt seinen langjährigen Weggefährten Albert Rösti vor Augen, als er den Delegierten seine Kapuzinerpredigt vortrug. Aber etwas merkwürdig schaut es halt schon aus, wenn der Parteichef schweizweit das beste Ergebnis erzielt – er hat sogar die Spitzenkandidaten des wählerstärksten Kantons Zürich hinter sich gelassen –, die Partei dagegen auf das Niveau von 2011 zurückfällt. Wie passt das zusammen? Ist sich Rösti etwa selbst der Nächste? Schaut er lieber für sich als für die Partei?

Solche Fragen stellt man sich in der SVP. Doch Rösti wäre nicht Rösti, wenn sie ihn aus der Fassung brächten. «Ich glaube nicht, dass man sagen kann, der Präsident habe ein gutes Ergebnis erzielt, die Partei jedoch nicht», sagt Rösti – und rechnet vor. «Die SVP Bern hat im Vergleich mit anderen Kantonen den Schaden in Grenzen halten können. Schweizweit haben wir 3,8 Prozent verloren, in Zürich 4 Prozent, in Bern jedoch bloss 3 Prozent.» Er habe mit seinem guten Ergebnis die Partei mitgezogen, so Rösti. Bis vierzehn Tage vor den Wahlen sei er in anderen Kantonen unterwegs gewesen. In den letzten Tagen, als keine Mobilisierungsanlässe mehr stattfanden, wollte er mit Plakaten mit der Aufschrift «Jetzt wählen» noch einen letzten eigenen Beitrag an die Mobilisierung leisten. Drei Tage vor dem Wahlsonntag eilte er selber in den Oberaargau und ins Berner Seeland, um dort noch ein paar Plakate aufzuhängen. «Die SVP Schweiz stellt die Botschaft «Frei und sicher» in den Vordergrund. Es sind jedoch fast nur Plakate mit Köpfen aufgestellt worden.» Er sage ja nicht, dass dies nichts bringe. Die Kandidaten hätten auch ein gewisses Interesse, sich auf diesem Wege bei den Wählern in Erinnerung zu rufen. Aber es brauche nebst dem auch Affichen mit der Kernbotschaft. Kurz: «Die

Wähler wollen Inhalte, nicht nur Köpfe, da müssen wir uns verbessern.»

Bei ihm persönlich hat der Wahlkampf jedoch funktioniert. Egal, wo man im Kanton Bern gerade unterwegs war, irgendwo lächelte einen immer der SVP-Parteichef in Übergrösse von einer Plakatwand herab an. Die Welt des 52-jährigen Albert Rösti spielt sich sonst zwischen Kandersteg, wo er als jüngster Sohn

---

## Unter Rösti ist die Partei thematisch breiter aufgestellt. Und etwas braver.

---

eines Bergbauern aufgewachsen ist, und Uetendorf ab, wo er heute als Gemeindepräsident amtiert und mit seiner Familie wohnt. Die SVP stellt im Gemeinderat die Mehrheit. Die Einwohnerzahl beträgt 5896, davon sind 434 Ausländer. Vor drei Jahren hat sich Rösti zum Ziel gesetzt, dass die Gemeinde in den kommenden zehn Jahren 500 Einwohner mehr haben solle. Es geht aber jetzt in die andere Richtung, die Zahl der Uetendorfer ist seit 2016 zurückgegangen. Es ist fast ein bisschen wie bei der SVP: Rückgang statt Wachstum, Stagnation statt Aufbruch.

Von seiner Art her ist Rösti eigentlich der geborene Exekutivpolitiker. Er ist nicht der Einpeitscher, der einen Saal voller Menschen elektrisieren kann. Nach einem Agronomiestudium an der ETH Zürich, das er mit einem Dokortitel abschloss, wirkte er als Generalsekretär des Berner Wirtschaftsdepartements an der Seite von SVP-Regierungsrätin Elisabeth Zölch. 2007 wurde er Direktor des Milchproduzentenverbandes, den er jedoch nach sechs zermürbenden Jahren 2013 verliess. Da sass er bereits im Nationalrat. Der Aufstieg zum Parteipräsidenten vollzog sich in zwei Schritten. Zuerst übertrug die Partei dem Berner die Leitung der Wahlkampagne 2015. Und Rösti hatte das Glück auf seiner Seite.

### Viel Proporzglück

Das Kernthema der SVP, die Migration, boomte damals gerade auf allen Kanälen. Jeden Abend sendeten die Fernsehanstalten Bilder von Flüchtlingskolonnen, die sich auf dem Balkan in Richtung Westeuropa wälzten. Das verlieh Röstis Wahlkampagne zusätzlichen Schub. Es war für Schweizer Verhältnisse fast ein Erdbebensieg, die SVP gewann elf Sitze im Nationalrat dazu und schaffte einen Wähleranteil von fast 30 Prozent. Keine andere Partei hatte seit Einführung des Proporzwahlrechtes 1919 ein besseres Resultat erzielt. Am 23. April 2016 wurde Rösti zum Nachfolger von Toni Brunner gewählt. Wenn er sich heute an diese Zeit erinnert, muss er zugeben, dass ihm schon damals klar gewesen sei, dass die Bäume in Zukunft trotzdem nicht in den Himmel wachsen. Einen Grossteil der Sitze im Nationalrat ge-

wann die SVP dank viel Proporzglück. Dass es schwierig sein würde, diesen Sieg zu konsolidieren, schwante dem Parteichef bereits vor vier Jahren.

Eines ist klar: Unter Rösti ist die Partei thematisch breiter aufgestellt. Und etwas braver. Aber bringt das der SVP auch Wähler?

Als grösste Herausforderung erweist sich inzwischen die Mobilisierung der eigenen Basis. Selbst in den SVP-Hochburgen des Berner Oberlandes gingen viele nicht an die Urne. Der SVP-Chef sieht dafür zwei Ursachen. Einerseits mache sich eine gewisse Zufriedenheit und Genügsamkeit in der Basis breit. Es gebe bei einigen SVP-Wählern auch eine gewisse Frustration. «Man kreidet der SVP fälschlicherweise die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative und der Ausschaffungsinitiative an.» Er bekomme von den Leuten häufig zu hören, man habe darüber abgestimmt, jetzt täten die in Bern oben dennoch, was sie wollten.

Im Moment sähen noch zu wenige die Gefahr eines EU-Beitritts, obwohl der unterschreibsbereite Rahmenvertrag eine Ankettung der Schweiz an die EU bedeuten würde. Dabei sei es das Verdienst der SVP, die erfolgreich verhindert habe, dass dieser Vertrag unterschrieben worden sei. Auch die Asylzahlen sind tiefer als sonst. Dies sei wiederum auch das Verdienst von Finanzminister Ueli Maurer, dessen Grenzschutzkorps viel unechte Flüchtlinge zurückweisen konnte. «Wichtige Erfolge für die Schweiz, die aber gerade nicht zur Mobilisierung beitragen», findet Rösti.

### Krach bei Kantonalparteien

Viele der Probleme, mit denen sich die SVP noch heute abmüht und die das Wahlergebnis beeinflussen haben, sind indessen seit Jahren bekannt, wie die Streitereien in der SVP Basel. Seit ihrer Gründung reihen die Basler Parteipolitiker

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

Krach an Krach: Finanzaffären, Spitzelgeschichten und Intrigen – die Basler SVP habe nichts ausgelassen, schrieb einmal die NZZ. Eine Folge davon ist wohl auch die Abwahl von SVP-Nationalrat Sebastian Frehner. Auch die Kantonalsektion Aargau ist ein ständiger Unruheherd. Diesmal wurde die eigene Regierungsrätin Franziska Roth zum Zankapfel. Zuerst wurde sie von ihrer Partei für den Regierungsrat vorgeschlagen, nach ihrer überraschenden Wahl dann wieder fallengelassen und öffentlich demontiert – keine optimale Ausgangslage für die Parlamentswahlen.

### Problemzone Romandie

Die Westschweiz ist seit Jahren eine Problemzone. Die Wahl Guy Parmelins in den Bundesrat hat daran nicht viel geändert. Der erhoffte Wachstumsschub blieb aus. In der Waadt, in Parmelins Heimatkanton, dümpelt die Partei vor sich hin und macht vor allem mit Skandalen statt mit Erfolgen von sich reden. Die SVP Neuenburg ist nach einem Streit zwischen SVP-Nationalrat Raymond Clottu und der Parteispitze – es ging um nichtbezahlte Mandatssteuern – ein Scherbenhaufen. Clottu wurde aus der Partei geworfen, und der einzige Nationalratssitz ging verloren.

Albert Rösti ist überzeugt: «Wenn Wähler etwas nicht goutieren, dann Streitereien.» Allerdings stellt sich auch die Frage, weshalb es Rösti und seiner Mannschaft nicht gelungen ist, den teils seit Jahren anhaltenden Querelen mit einem Machtwort aus der Zentrale ein Ende zu bereiten. «Wir können den Kantonalparteien zwar nicht wie in einem Unternehmen diktieren, was sie tun sollen», sagt Rösti. Aber ein Hauptaugenmerk muss in der kommenden Zeit auf funktionierende Strukturen zur Mobilisierung der Basis gelegt werden. So hat Rösti nachweislich mehrmals versucht, den Streit in Basel zu schlichten – viel erreicht hat er aber nicht. Und manchmal wird der Support aus der Zentrale auch schnöde abgelehnt. So wollte die SVP Glarus partout nicht, dass man das SVP-*Extrablatt*, also die Wahlkampfzeitung, im Kanton verteilt. «Das brauchen wir nicht», bekam Wahlkampfleiter Amstutz zu hören. Ob es etwas gebracht hätte? Jedenfalls verlor der Glarner SVP-Ständerat Werner Hösli sein Amt völlig überraschend an einen grünen Lokalpolitiker.

### Sturmwarnung bei Halbzeit

Andere Fälle wiegen fast noch schwerer. Wie war es möglich, dass der Präsident des Gewerbeverbandes und zweimalige Bundesratskandidat Jean-François Rime abgewählt wurde? Er selbst gab nach der Wahl gegenüber dem Westschweizer Radio RTS zu Protokoll, das Resultat habe ihn überrascht, zumal die SVP in Freiburg nicht schlecht abgeschnitten habe. Mitstreiter und SVP-Kandidat Pierre-André Page gab den Listenverbindungen die Schuld, welche den Willen der Wähler verfälschten. Tatsächlich

hätte die SVP bei den eidgenössischen Wahlen sieben Sitze zugelegt, wenn es keine Listenverbindungen gegeben hätte. Das hat der *Tages-Anzeiger* ausgerechnet. Ein schwacher Trost – in Freiburg heisst es jedenfalls, Rime habe zu wenig getan, er sei im Wahlkampf nicht sichtbar gewesen. Der altgediente Politiker war sich seiner Sache wohl zu sicher.

Sturmwarnungen gab es schon bei Legislaturhalbzeit, Anfang 2018. Als die SVP bei den Gemeinderatswahlen in Zürich regelrecht abschiffte, meldete sich Christoph Blocher in einer internen E-Mail zu Wort. So gehe das nicht, kritisierte er die Darbietung der SVP. Die Partei hatte zuvor im Stadtzürcher Parlament sechs Sitze verloren, Blocher vermisste eine klare Strategie der Parteiführung. Bis zu diesem Zeitpunkt sah es noch nicht ganz so düster



Bundesratssitz? Rösti mit Gattin Theres.

aus. Bei den kantonalen Wahlen in St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen, Freiburg hatte die SVP noch zulegen können, sie stagnierte in Basel-Stadt und im Aargau. Doch ab Frühjahr 2018 ging es fast nur noch bergab. Es gab herbe Verluste in Bern, in Luzern, Baselland, Genf und zuletzt in Zürich, wo die Partei über 5,5 Prozent Wähleranteile einbüsste. Nur im Tessin konnte die SVP noch zulegen. Dort waren die Probleme der Massenzuwanderung trotz Klimahysterie weiterhin akut.

Kann Albert Rösti den Trend kehren? Dieses Wochenende steht in Bern der zweite Wahlgang für den Ständerat bevor. Im Frühjahr 2020 finden in St. Gallen und im Thurgau Kantons- und Regierungsratswahlen statt. Der Zeitgeist ist derzeit gegen Rösti und die SVP. Der Lebensstil vieler Schweizer hat sich in den letzten Jahren schneller verändert, als der SVP lieb ist. Sie sind skeptischer geworden, was Wachstum und Konsum angeht. Nachrichten über Umweltzerstörung, pestizidbelastete Gewässer und Klimawandel lassen die Werte der Grünen ansteigen. Rösti entgegnet trotzig: «Die Probleme

um Migration und EU-Rahmenvertrag sind längst nicht verschwunden.» Der Rahmenvertrag werde sehr schnell wieder auf die Agenda kommen. Die Lage im Migrationsbereich hänge stark vom Goodwill anderer Staaten ab. «Es

---

### Er hat mehrmals versucht, den Streit in Basel zu schlichten. Viel erreicht hat er nicht.

---

kann sich schnell alles ändern, wenn die Türkei plötzlich die Schleusen wieder aufmacht und alle passieren lässt.»

Die Wunderwaffe hat Rösti bisher nicht gefunden. Es sind die alten Rezepte, die jetzt wieder aus der Schublade geholt werden. Vor allem in den kleinen Ortssektionen müsse in Zukunft wieder mehr laufen. Gemeint sind damit Anlässe, bei denen sich die Mandats-träger mit der Basis austauschen. Also wieder mehr *SVP bi de Lüt* als SVP am Fernsehen. Doch hat der Bergbauernsohn mit dem Dokortitel auch die nötige Kraft und Härte, den Turn-around durchzusetzen?

### Todsünde Karrieredenken

Er ist stets schnurgerade auf Parteilinie, aber er ist nicht einer, der seine Gegner mit frechen Provokationen aus dem Gleichgewicht bringt. Typisch für Rösti ist eine gewisse *Gmögigkeit*. So setzte er sich bei der Abschlussfeier der Legislatur ans Schlagzeug und rockte mit Bandmitgliedern wie der grünen Aline Trede oder der Freisinnigen Christa Markwalder, mit denen er politisch sonst gar nichts am Hut hat. Man müsse den Gegner nicht anschreien, um seinen Standpunkt darzulegen, lautet eine seiner Devisen. Mit dieser Einstellung ist Rösti in den vergangenen Jahren gut gefahren. Es gibt kaum einen in Bern, der über ihn ein schlechtes Wort verbreitet, obwohl Rösti eine harte SVP-Linie vertritt. Was CVP-Präsident Gerhard Pfister über ihn sagt, können auch Linke und Grüne unterschreiben: «Die Zusammenarbeit mit Albert Rösti ist sehr gut, kollegial, fair. Er ist ein sehr zugänglicher und verlässlicher Parteipräsident.» Er mache neben seinem Präsidentenamt auch gute Arbeit als Parlamentarier. Das gebe ihm bei den Diskussionen und Auftritten viel Kompetenz.

Diese Qualitäten machen Rösti aber auch zu einem Anwärter auf den Bundesratssitz, wenn Ueli Maurer einmal abtritt. Das mag zwar gut sein für das persönliche Image des beliebten Berners, aber es ist weniger gut für die Partei, weil die Gefahr besteht, dass er plötzlich verstärkt die eigene Karriere vor Augen haben könnte. Das wäre definitiv eine Todsünde. Denn bei der SVP gilt weiterhin als oberste Maxime: Nicht der Erfolg Einzelner ist massgebend, sondern die Stosskraft der Partei – auch wenn das einzelne Mandatsträger vergessen haben. ○

# Vom Mutterglück zur Kinderstrafe

Der Druck steigt, Mütter und Väter nach der Geburt des Kindes gleich zu behandeln. Dieser Gleichheitsfeminismus ist absurd.

Von Katharina Fontana

Es ist eine Frage, die man sich auf der Zunge zergehen lassen muss: Ist es richtig, dass Mütter nach der Geburt eines Kindes länger Urlaub bekommen als Väter? Was man für den Anfang eines plumpen Witzes halten könnte, ist ein durchaus ernstgemeinter Debattenanstoss, mit dem das Online-Magazin *Republik* seine Leserschaft unlängst konfrontierte. Im urbanen Justemilieu, das sich als Vorhut des gesellschaftlichen Fortschritts sieht, bringt diese Frage derzeit viele ins Grübeln, wie man an den Leserreaktionen feststellen konnte. Darf man es als progressiver Mensch gutheissen, dass Mütter nach der Geburt drei, vier Monate bezahlten Urlaub zugut haben, während Väter sich mit weniger oder nichts bescheiden müssen? Zeigt sich darin nicht ein antiquiertes Rollenmuster? Wird der Vater damit diskriminiert? Oder vielleicht die Mutter?

Über Sinn und Unsinn eines staatlich bezahlten Vaterschaftsurlaubs wird man in nächster Zeit noch viel diskutieren können. Ein Komitee, angeführt von den SVP-Frauen Diana Gutjahr und Susanne Brunner, ergreift mit jungfreisinniger Verstärkung verdienstvollerweise das Referendum gegen die vom Parlament beschlossene zweiwöchige Papi-Zeit. Derweil laufen am anderen Ende des politischen Spektrums die Vorarbeiten für eine Volksinitiative, die für Väter einen genau gleich langen mehrmonatigen Geburtsurlaub fordert, wie ihn die Mütter zugut haben. Denn nur das entspreche einer echten Gleichstellung der Geschlechter, heisst es.

## Fundamentaler Unterschied

Tatsächlich? Ganz abgesehen davon, dass diese Wohltat zugunsten der Väter so einiges kosten würde, treibt man es hier mit dem Gleichstellungsgedanken schlichtweg zu weit. Es sind bekanntlich die Frauen, welche die Kinder auf die Welt bringen. Sie sind es, die monatelang unter Schwangerschaftsübelkeit und anderen Gebrechen leiden, sie sind es, die die Tortur des Gebärens durchstehen. Und sie sind es, die mit geschundenen Weichteilen und strapaziertem Beckenboden das Neugeborene wochenlang stillen. Man mag das als Ungerechtigkeit der Natur ansehen oder als urweibliches Privileg, Leben zu schenken. Klar ist auf jeden Fall: Es ist nicht einfach bloss in Ordnung, dass Mütter Urlaub erhalten, zu Hause bleiben und zu



*Willkommen in der genderneutralen Biografie.*

Kräften kommen – es ist absolut richtig. Hier Gleichstellung zwischen Frau und Mann zu fordern, ist absurd. Die Väter tragen kaum etwas dazu bei, wenn ein Kind geboren wird.

**Ungeniert wird von «Kinderstrafe» geredet, als wäre ein Baby ein Riesennachteil im Leben der Frau.**

Wovon wollen sie sich also erholen? In den ersten Lebensmonaten sind sie Statisten – sie können ihren Part in den zwanzig Jahren nach der Geburt noch zur Genüge spielen.

Nun haben solche Selbstverständlichkeiten heutzutage einen schweren Stand. Dass es einen fundamentalen Unterschied zwischen Mutter und Vater gibt, steht quer zum modernen Glaubenssatz, nach dem biologische Differenzen keine Rolle spielen und keinen Anlass für eine unterschiedliche Behandlung der Geschlechter bieten dürfen. Ironischerweise sind es gerade privilegierte Frauen und Politikerinnen aus der Bildungselite, die alles

daransetzen, die Bedeutung der Mütter in den ersten Lebensmonaten des Kindes zu relativieren und volle Gleichstellung zu verlangen. Als Frau soll man möglichst schnell wieder an den Arbeitsplatz zurück, um mit den Männern Schritt zu halten und präsent zu sein. Der Mutterschaftsurlaub – der in der Schweiz in mehreren Anläufen erkämpft werden musste und den es erst seit 2005 gibt – gilt in den Kreisen der Gleichheitsfeministinnen als frauendiskriminierend, da er die Attraktivität der weiblichen Arbeitskräfte schmälere und ihre Aufstiegschancen erschwere. Ungeniert wird heute von «Kinderstrafe» geredet und so getan, als wäre ein Baby ein einziger Riesennachteil im Leben einer Frau und berufliches Fortkommen das höchste aller Gefühle.

## Neue Lebensmodelle

Man kann sich durchaus die Frage stellen, was für ein Feminismus das ist, der sich derart fest am Karrieredenken orientiert und das männliche Wertesystem übernimmt. Es ist kaum selbstbewusst zu nennen, wenn Frauen die Bedeutung der Mutterschaft verleugnen und sich sozusagen eine genderneutrale Biografie erkämpfen, statt sich als Mutter zu exponieren und speziell weibliche Ansprüche durchzusetzen. Etwa den Anspruch, dass es in einem jahrzehntelangen Arbeitsleben einer Frau Platz haben muss, wenn sie sich während ein paar Monaten oder mehr ausschliesslich um ihr Kind kümmert.

Es ist in diesem Sinn durchaus richtig, was gestandene Frauen wie etwa die bekannte Schweizer Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm sagen: dass man über andere Lebensmodelle nachdenken sollte, bei denen Familien- und Berufsphase zeitlich verschoben sein können. «Es sollte doch möglich sein, zwischen dreissig und vierzig Jahren mehr Zeit für die Familie zu haben und mit 45 oder 50, wenn die Belastung zu Hause abnimmt, beruflich noch vorwärtszukommen», meinte sie im Interview mit der *Weltwoche* (Nr. 27/18). Ähnliches sagte unlängst auch die freisinnige Nationalrätin Doris Fiala: Es sei für Frauen schwierig, Beruf, Kinder und Politik unter einen Hut zu bringen, eine Mutter könne auch noch später politisch tätig sein. Damit zog sie sich zwar den Zorn von linken Jungpolitikerinnen zu, doch die Aussage stimmt. Es wäre an der Zeit, den Feminismus weiterzudenken. ○



Heckenschützen aus dem eigenen Departement: FDP-Bundesrat Cassis.

# Aussenminister im Trommelfeuer

Die vereinigte Linke hat sich auf Ignazio Cassis eingeschossen. Noch trotz der Tessiner Bundesrat dem Druck. Und spielt die Minderheitenkarte.

Von Katharina Fontana

Noch gibt es keine klaren Ansagen für den 11. Dezember, den Tag, an dem die sieben Bundesräte von der Vereinigten Bundesversammlung gewählt werden sollen. Noch weiss man nicht, ob es einen Angriff auf die FDP geben wird, die mit ihren zwei Bundesratssitzen in der Landesregierung im Moment am deutlichsten übervertreten ist. Die Grünen, die Gewinner der eidgenössischen Wahlen, finden zwar, sie gehörten in den Bundesrat, zieren sich aber noch, ob sie effektiv einen eigenen Kandidaten ins Rennen schicken sollen. Unklar ist auch, wie die Königsmacherin CVP, die sich jüngst mit der EVP und der BDP zu einer «Mitte-Fraktion» zusammengeschlossen und sich sitzmässig aufgeplustert hat, zu den grünen Aspirationen steht. Die Christlichdemokraten geniessen ihre Machtposition im Moment sichtlich; ob sie aber tatsächlich helfen würden, einen Grünen und damit einen dritten Linken im Bundesratszimmer zu platzieren, ist doch fraglich.

Man kann davon ausgehen, dass die Parteien den Ball bis zum 11. Dezember in der Luft hal-

ten werden und niemand es der FDP leichtmachen will; das ist die übliche Taktik vor Bundesratswahlen.

Wenig angenehm ist die Lage vorab für Ignazio Cassis. Wie selbstverständlich richtet sich der Fokus auf den Sitz des Aussenministers – wenn ein amtierender Bundesrat über die Klinge springen muss, dann er, so der Tenor. Seit der freisinnige Tessiner vor gut zwei Jah-

---

**Er wird als kampfeslustig beschrieben, als jemand, der Mut beweise.**

---

ren in die Landesregierung gewählt wurde, wird er von links heftig attackiert. Cassis hat die Mehrheitsverhältnisse in der Landesregierung verändert und dazu beigetragen, dass der Bundesrat einen bürgerlicheren Kurs einschlug, zumindest punktuell. Damit avancierte er zum Lieblingsfeind von SP-Präsident Christian Levrat, der ihn zum «Praktikanten» degradierte und ihn auf allen Kanälen kons-

tant schlechtredet. Mit der durchsichtigen Absicht, den freundlichen Arzt aus Montagnola von seiner politischen Linie abzubringen. Das von Levrat losgetretene und von seiner Gefolgschaft freudig verstärkte Cassis-Bashing hat sich mittlerweile verfestigt. Der Aussenminister wird von seinen Gegnern als unbedarft, irrlichternd, als schlechter Performer und als dem Amt nicht gewachsen hingestellt. Auch in den Medien wird dieses wenig schmeichelhafte Bild gerne verbreitet.

## Grosse Hoffnungen

Sachlich ist von dieser Kritik nicht viel zu halten. Cassis «durfte» vor zwei Jahren das Aussendepartement mit dem vergifteten Europadossier übernehmen, an dem sich niemand sonst die Finger verätzen wollte. Als Bundesratsanwärter hatte er den Mund reichlich voll genommen, einen Neustart beim institutionellen Rahmenabkommen mit der EU in Aussicht gestellt, sich im Amt dann wendig gezeigt und ein Jahr später einen Vertrag präsentiert, der in verschiedener Hinsicht früher

gezogene rote Linien überschreitet. Die EU-skeptische SVP war davon gar nicht erbaut, hatte sie doch grosse Hoffnungen in Cassis gesetzt, und die Gewerkschaften tobten wegen des Lohnschutzes und bezeichneten den Freisinnigen als Risiko für die Schweiz. Dennoch hat es Cassis, anders als sein im Wolkigen agierender und später wegen der EU-Frage zermürbter Vorgänger Didier Burkhalter, immerhin gewagt, das seit Jahren hinter den Kulissen verhandelte Abkommen endlich auf den Tisch zu legen – nun weiss man wenigstens, worum es geht und worüber man streiten kann.

Cassis hat sich zudem die Feindschaft der Nichtregierungsorganisationen zugezogen. Diese wurden vom sozialdemokratisch geprägten Aussendepartement vor seiner Amtszeit sehr pfleglich behandelt und konnten darauf zählen, regelmässig Gelder für ihre ewig gleichen Programme zu erhalten. Unter dem neuen Chef sind ihre Pfründe nicht mehr sicher. Der Aussenminister hat auch mit anderen Aktionen provoziert, etwa, als er einen Nestlé-Manager in der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit platzierte, und er steht bei der geplanten nationalen Menschenrechtsinstitution auf die Bremse, was bei Aktivisten und Völkerrechtlern, die ihre Felle davonschwimmen sehen, für Empörung sorgt.

Zudem hat der neue Vorsteher der Schweizer Diplomatie die Nahostpolitik justiert, sie israelfreundlicher ausgerichtet und sich erlaubt, kritische Fragen zum Uno-Palästinenserhilfswerk UNRWA zu stellen. Damit hat er feste diplomatische Umlaufbahnen gestört, was im Aussendepartement nicht goutiert wird. So erstaunt es nicht, dass auch eigene Leute mit Wonne gegen ihren Chef intrigieren und zu seiner öffentlichen Demontage beitragen. Wie respektlos Cassis inzwischen behandelt wird, zeigte letzte Woche beispielhaft der Auftritt von Pierre Krähenbühl im welschen Fernsehen. Der zurückgetretene Generalkommissar der UNRWA, dem Missmanagement vorgeworfen wird, kanzelte Cassis wegen dessen kritischer Anmerkungen zum umstrittenen Hilfswerk kurzerhand als unfähig ab.

Abgesehen von der vereinigten Linken und Heckenschützen aus dem eigenen Departement, die ihn lieber heute als morgen weghaben möchten, ist Cassis auch in den eigenen Reihen nicht nur beliebt. Wenn sich umtriebige Freisinnige wie der Zürcher Nationalrat Hans-Peter Portmann ausgerechnet jetzt als Europakenner und Schatten-Aussenminister inszenieren, mag man das noch als One-Man-Show abtun. Bedeutender ist dagegen, dass anonyme Parteifreunde die freisinnige Bundesrätin Karin Keller-Sutter in den höchsten Tönen loben und sich «erleichtert» zeigen, dass sich die Justizministerin in die Europapolitik einmische und das Heft nicht Cassis allein überlasse. Besser kann man jemanden nicht als schwache Figur aussehen lassen.

Cassis selber scheint unter den Angriffen bisher nicht einzuknicken. Er wird als kampflustig beschrieben, als jemand, der Mut beweise und sich bewusst sei, dass er mit seiner direkten, undiplomatischen Art und seinen teils ungewöhnlichen Entscheidungen aneckt. Gut möglich, dass hier auch sein lateinisches Temperament durchscheint. Er wäre nicht der erste Tessiner, der sich mit dem hyperkorrekten Bundesberner Betrieb, wo ein lockerer Spruch schnell einmal als unangebracht empfunden wird, anlegt. Cassis wisse sehr genau, dass er den politischen Preis dafür bezahle, bürgerlich zu politisieren und im eigenen Departement durchzulüften, heisst es aus seinem Umfeld.

### Rolle des Tessiners

Trotz des Trommelfeuers weiche er von seiner politischen Überzeugung nicht ab. Auch Wechselgelüste scheint Cassis keine zu haben, wie er in einem Interview mit dem *Corriere del Ticino* wenige Tage nach den eidgenössischen Wahlen sagte. Er wolle die begonnenen Arbeiten zur Europapolitik und zur internationalen Rolle der Schweiz weiterführen, das erfordere einen Einsatz von mindestens zehn Jahren. Solche Aussagen dürften bei seinen Gegnern, die sich Hoffnungen auf einen neuen Aussenminister Alain Berset machen, nicht gut ankommen.

Es würde nicht überraschen, wenn Cassis in den nächsten Wochen vermehrt seine persönliche Trumpfkarte ins Spiel brächte: seine Tessiner Herkunft. Er hat der italienischen Schweiz, die fast zwei Jahrzehnte in der Landesregierung aussen vor bleiben musste, wieder zu einem Sitz verholfen. Es gab Zeiten, da sassen drei Welsche im Bundesrat, während die Südschweiz leicht hin übergegangen wurde. Dass es von staatspolitischer Bedeutung ist, auch die italienische Schweiz in der Regierung regelmässig abzubilden, scheint im Rest des Landes gerne vergessen zu gehen. Darauf wies auch FDP-Chefin Petra Güssi in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF jüngst hin und argumentierte, dass es respektlos wäre, ausgerechnet den einzigen Tessiner aus dem Bundesrat zu hieven.

Schon früher hatte Cassis erzählt, dass er sich als italienischsprachiger Medizinstudent in Zürich diskriminiert gefühlt habe, weil Tessiner nicht als richtige Schweizer angesehen worden seien. In dieselbe Richtung geht es im Interview mit dem *Corriere del Ticino*, wo er die schwierige Stellung der italienischen Sprachgruppe in Bundesbern hervorstreicht und auf die Bemerkung des Journalisten, dass die Frage des Minderheitenschutzes trotz Cassis' Wahl in die Landesregierung noch nicht völlig gelöst sei, sagt: «Das ist euphemistisch ausgedrückt. Sie ist nicht nur nicht gelöst, sondern verschärft sich in gewissen Punkten sogar noch.» Und weiter: «Für die Mehrheit sind die Probleme der Minderheiten eben von milderer Art. Wir müssen sehr aufpassen.» ○

## Hilfswerke

# In Sturheit erstarrt

## Pierre Krähenbühls Unwille zu sparen besiegelt den Abgang des höchsten Schweizer bei der Uno.

Seit Ende Juli stand Pierre Krähenbühl, Chef des Hilfswerks für palästinensische Flüchtlinge (UNRWA), im Kreuzfeuer der Kritik. In einem Entwurf der internen Ethikkommission, der Ende Juli Al Jazeera zugespielt worden war, wird ihm unter anderem Begünstigung und Korruption vorgeworfen. In der vergangenen Woche ist der höchste Schweizer im Uno-Apparat zurückgetreten.

Die «vorläufigen Ergebnisse» der Ethikkommission würden Betrug oder illegale Verwendung von UNRWA-Geldern ausschliessen, heisst es zwar in einer Notiz von Generalsekretär António Guterres an die Presse. Guterres hatte sich zudem beim IKRK-Chef Peter Maurer



Diplomat Krähenbühl.

über Krähenbühl erkundigt, heisst es in Uno-Kreisen. Maurer wusste nichts Negatives über den Mann zu sagen, der vor seiner Ernennung zum UNRWA-Chef die weltweiten Operationen des IKRK geleitet hatte. Trotz des Befundes stellte Guterres Krähenbühl frei. Es seien noch Fragen

im Zusammenhang mit dem Management Krähenbühls zu klären, liess er mitteilen. Krähenbühl verstand: Guterres hatte ihm das Vertrauen entzogen.

Der UNRWA-Chef musste nicht nur gehen, weil er unvorsichtig war und, wie behauptet wird, seiner Freundin einen Topjob verschafft hatte. Er hatte sich mit führenden Managern seiner Organisation überworfen. Sie warfen ihm vor, die politische Lage falsch einzuschätzen, nachdem die USA vor einem Jahr alle Zahlungen an die palästinensische Flüchtlingshilfe eingestellt hatten, mit denen ein Drittel des Budgets finanziert worden war. Jetzt müsse die UNRWA über eine Anpassung der Aufgaben nachdenken, forderten die Topmanager im Januar an einer Krisenkonferenz in Beirut, zu der Krähenbühl geladen hatte. Der Genfer wehrte sich gegen eine Neuausrichtung der Organisation. Statt zu sparen und überfällige interne Reformen voranzutreiben, begab er sich auf ausgedehnte Reisen, um bei Geberländern frische Gelder zu akquirieren. Dass er sich mit seiner Sturheit auch innerhalb der Uno Feinde schuf, ist ihm jetzt zum Verhängnis geworden. *Pierre Heumann*



# Wer hat's erfunden?

Ein privater Software-Entwickler erhebt schwere Vorwürfe gegen die Armeespitze und das Verteidigungsdepartement. Sie hätten ihn getäuscht und geistiges Eigentum abgekupfert. Bundesrätin Viola Amherd schaut weg. Von Philipp Gut

«Get ready! Innovative Sport-App der Schweizer Armee»: Mit dieser Jubelmeldung in eigener Sache gelangte das Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) von Bundesrätin Viola Amherd (CVP) am 4. März an die Öffentlichkeit. Die Armee und das Bundesamt für Sport (Baspo) hätten gemeinsam eine App entwickelt, um die jungen Männer mental und körperlich auf Aushebung und Rekrutenschule vorzubereiten. Beteiligt gewesen an der «grossen Neuerung» seien auch die Eidgenössische Hochschule für Sport Magglingen und die Dozentur Militärpsychologie und Militärpädagogik der Militärakademie an der ETH Zürich.

Eine rundum erfreuliche Sache also – wäre da nicht die Ricola-Frage: «Wer hat's erfunden?» Ein Start-up aus Schindellegi im Kanton Schwyz erhebt in diesem Zusammenhang gravierende Vorwürfe gegen das VBS und die Armeespitze. Es spricht von «Mauschelei, aktiver Täuschung und missbräuchlicher Verwendung von geistigem Eigentum». Es gilt die Unschuldsumutung.

Doch der Reihe nach. Die Geschichte begann im April 2015. Damals gelangte die Firma Fixxxsport AG, später Perform Fun Ltd, an Korpskommandant Dominique Andrey. Das Start-up entwickelte eine neuartige Coaching-App für ein individuelles Fitnesstraining und schlug der Schweizer Armee eine Zusammenarbeit vor. Zunächst mit Erfolg. Daniel Sulser, der Gründer und Inhaber des Unternehmens, durfte sein Konzept neben der Armee auch dem Bundesamt für Sport vorstellen. Mitte Juni sandte Sulser weitere Unterlagen an Oberst im Generalstab René Ahlmann, den verantwortlichen Kommandanten des Kompetenzzentrums Sport der Schweizer Armee in Magglingen. Darauf bekräftigte Ahlmann das Interesse des Bundes: «Sowohl im Bereich der Ausbildung von Sportsoldaten im Rahmen der Spitzensport-RS und -Wiederholungskurse als auch bei der Sportausbildung der Armee sehen wir allenfalls einen Bedarf.» Weiter meinte er: «Wir werden gegen Ende des laufenden Jahres die Grundlagen erarbeitet haben, welche wir unsererseits benötigen, um Ihr Instrument näher kennenzulernen und zu beurteilen.»

Am 11. November 2015 durfte Daniel Sulser seine Erfindung denn auch tatsächlich einer Gruppe von Armee- und Baspo-Vertretern in den Räumlichkeiten des Bundesamtes für Sport in Magglingen vorstellen. Die Präsentat-



«Nichts hinzuzufügen»: Verteidigungsministerin Amherd.

tion gab – mit dem expliziten Hinweis auf Vertraulichkeit und Urheberrechte – einen detaillierten Einblick in die sich bereits in einem fortgeschrittenen Entwicklungsstadium befindende App. Die Vertreter des Bundes spitzten die Ohren und schrieben eifrig mit. Am Ende stellten sie Sulser ein Pilotprojekt in Aussicht. Es würden nun interne Abklärungen im Baspo durch Projektleiter Thomas Wyss sowie im Heer erfolgen.

## Vorwurf der Irreführung und Spionage

Doch die ganze Geschichte hatte einen Haken. Bereits am 19. Juni 2015 war eine einschlägige WTO-Ausschreibung publiziert worden – und schon am 27. Oktober hatten drei andere App-Entwickler den Zuschlag er-

## Tatsache ist: Sulzers Unternehmen hatte einen deutlichen Wissensvorsprung.

halten. Von all dem wusste Sulser nichts. Keiner der hochrangigen Ansprechpartner des Bundes hielt es für nötig, ihn darüber zu informieren. Sie liessen ihn vielmehr seine Innovation im November 2015 nichtsahnend vorstellen, nachdem der Auftrag bereits an Dritte vergeben worden war. Für Sulser lässt dies keinen anderen Schluss zu, als dass er getäuscht worden sei, um sein Produkt auszuspienieren.

Tatsache ist: Sulzers Unternehmen hatte einen deutlichen Wissensvorsprung. Bereits im Oktober 2016 war eine erste Version der Fitness-Applikation im App-Store verfügbar. Die VBS-App «ready#armee» hingegen erschien erst im März 2019. Diese Chronologie der Ereignisse und ein Vergleich der beiden Apps – von Aufbau und Inhalt bis zum Aussehen – lassen für Sulser keine Zweifel offen, dass seine Idee vom Bund abgekupfert worden sei. Darunter habe auch der Steuerzahler zu leiden. Denn eine privatwirtschaftliche Lösung sei teuer kopiert worden, um mit Bundessubventionen eine Kompetenz aufzubauen, die am Markt bereits bestanden habe. Die Entwicklungskosten betragen laut VBS 600 000 Franken. Die bewilligten Auftragskosten werden mit 1 495 974 Franken veranschlagt.

## Der Korpskommandant taucht ab

Die Aufarbeitung des Falls durch die Behörden wirft weitere Fragen auf. Denn Daniel Sulser liess die Sache nicht auf sich beruhen. Trotz der negativen Erfahrungen hoffte und hofft er auf eine mögliche Zusammenarbeit mit dem VBS. Er informierte den Bundesrat und die Armeespitze über die Vorgänge. Die Antworten blieben ausweichend. «Im Jahre 2015 bestand von Seiten der Armee noch kein Bedürfnis für eine sport- und rekrutierungsspezifische Applikation», schrieb Armeeausbildungschef Korpskommandant Daniel Baumgartner in einem Brief vom 13. September 2018. Das steht

in offensichtlichem Widerspruch zur Tatsache, dass Oberst Ahlmann im Juli 2015 ausdrücklich von einem «Bedarf» der Armee gesprochen hatte. Warum die Armee und das Baspo Daniel Sulser nicht auf die damalige Ausschreibung hingewiesen hatten und ihn weiterhin im falschen Glauben liessen, er sei im Rennen, obwohl der Auftrag bereits vergeben war, konnte auch Korpskommandant Baumgartner nicht erklären.

Da Sulser nicht lockerliess, war Baumgartner schliesslich bereit, «zur Klärung der Angelegenheit eine Sitzung mit allen Beteiligten einzuberufen». Dieses Treffen fand am 14. Mai dieses Jahres im Kommando Ausbildung an der Papiermühlestrasse 14 in Bern statt. Für Sulser bot es eine neue Enttäuschung. Entgegen der Abmachung, dass beide Seiten das Protokoll der Sitzung prüfen und unterzeichnen sollten, trägt es nur die Unterschrift von Baumgartner und dessen Rechtsberater Marc Wegmüller. Sulser protestierte: Das Protokoll gebe seine Position verkürzt und verfälschend wieder. Von ihm eingereichte Änderungen lehnte das Kommando Ausbildung ab.

Nun wandte sich der Unternehmer an Bundesrätin Viola Amherd als letzte Instanz. «Wir können nicht nachvollziehen, aus welchen Gründen VBS und Baspo entschieden haben, uns als den führenden Anbieter auszubremsen und stattdessen mit viel Steuergeld das Rad von einem in Sportangelegenheiten nicht kompetenten App-Programmierer neu erfinden zu lassen», schrieb er am 20. Mai. Dies lasse schwere Bedenken bezüglich der Ordnungsmässigkeit des Beschaffungsprozesses aufkommen. Eine Kopie des Briefes ging an Bundespräsident Ueli Maurer (SVP). Amherd beauftragte den damaligen Armeechef Philippe Rebord und Baspo-Direktor Matthias Remund mit der Beantwortung des Briefs. Dabei verwiesen sie auf das lückenhafte Protokoll der Sitzung vom 14. Mai. Aus Sicht des VBS sei die Angelegenheit damit erledigt.

Der vorläufig letzte Akt war ein dreizeiliger Brief von Bundesrätin Amherd. Am 26. August schrieb die VBS-Chefin persönlich an Sulser: «Ich habe die Angelegenheit durch mein Generalsekretariat prüfen lassen und kann Ihnen mitteilen, dass ich unserem Schreiben vom 14. Juni nichts hinzuzufügen habe.» Auf weitere Korrespondenz in dieser Sache werde nicht mehr eingetreten. Fragen der *Weltwoche* zu den Ungereimtheiten in diesem Fall wollte Korpskommandant Baumgartner nicht beantworten. Die erhobenen Vorwürfe seien «falsch», teilte ein Armeesprecher mit. Bundesrätin Amherd nahm bis Redaktionsschluss nicht Stellung. Obwohl er nach wie vor überzeugt ist, das VBS habe ihm übel mitgespielt, verzichtet Daniel Sulser auf eine juristische Klage. Er könne sich einen langwierigen Rechtsstreit gegen diesen übermächtigen Gegner nicht leisten, so der Unternehmer. ○

## Politik

# Doris Leuthards Posttrauma

Wie stark steckt die frühere CVP-Bundesrätin im Postauto-Subventionssumpf? Die Geschäftsprüfungskommission wird demnächst darüber berichten. *Von Christoph Mörgeli*

Es ist dicke Post, die der Blick letzte Woche über die Post aufgedeckt hat. Damit dürfte der grösste Subventionsskandal in der Schweizer Geschichte ganz oben angekommen sein, nämlich bei der früheren Verkehrsministerin Doris Leuthard. Es entbehrt nicht der Ironie: Ausgerechnet jenes Boulevardblatt, das die Bundesrätin während ihrer Amtszeit zur unantastbaren Ikone verklärt hat, tritt jetzt als ihr Chefankläger auf. Leuthard selber habe am 8. September 2011 an einer Sitzung teilgenommen, an der darüber informiert wurde, dass im subventionierten Postauto-Verkehr satte Gewinne anfielen. Da hätten sämtliche Alarmglocken schrillen müssen, denn solche Gewinne waren und sind gesetzlich verboten.

Der Postauto-Chef Daniel Landolf brachte in seiner Präsentation auch «Handlungsbedarf» und «Lösungsmöglichkeiten» zur Entschärfung des Problems zur Sprache. Der damalige Post-Konzernleiter Jürg Bucher bestätigt, dass er das unangenehme Traktandum an einer Sitzung vom 8. September 2011 unter Leitung von Doris Leuthard zum Thema gemacht habe. Somit wird klar, dass die Departementsführung seit Jahren über jene illegale Gewinnpraxis orientiert war, die im Februar 2018 in einem öffentlichen Skandal explodierte.

Nicht zuletzt, um die CVP-Bundesrätin vor dem sich rasch ausbreitenden Flächenbrand

zu schützen, übernahm ihr Parteikollege Urs Schwaller als Verwaltungsratspräsident der Post die Initiative bei der nun eingeleiteten Säuberungswelle. Post-Chefin Susanne Ruoff musste ebenso über die Klinge springen wie ihr Postauto-Verantwortlicher, dessen Finanzchef und die gesamte Geschäftsleitung.

Unantastbar blieben die Christlichdemokraten Doris Leuthard und Urs Schwaller. Verwaltungsratspräsident Schwaller entriss Post-Chefin Ruoff die Aufarbeitung des Skandals von rund 200 000 Falschbuchungen zum Verstecken eines Gewinns von gegen 100 Millionen Franken. Das untersuchende Anwaltsbüro Kellerhals Carrard hatte seit Februar 2018 direkt an Schwaller zu rapportieren. In ihrem ausführlichen Bericht zuhanden des Verwaltungsrates stützten sich die Berichterstatter ausschliesslich auf Akten, welche die Post im Rahmen eines forensischen Datensicherungsprozesses sicherstellen konnte.

### «Strategisches Ziel des Bundesrates»

Dazu gehörte auch das Protokoll des Postrapports vom 8. September 2011. Diese Sitzung fand von 09.00 bis 10.45 Uhr statt, wobei an der Spitze des Departements Leuthard deren stellvertretender Generalsekretär das Treffen leitete. Unter «Varia» sprach Postauto-Chef Daniel Landolf offen über den zunehmenden «Anspruch nach Transparenz in der Rechnungsführung». Jetzt seien deswegen auch die «bisher realisierten Gewinne und die Reserven der Postauto AG ersichtlich». Die Kantone und das Bundesamt für Verkehr, so Landolf, hielten solche Gewinne für unzulässig, während das «strategische Ziel des Bundesrates» darin bestehe, die «Sicherung respektive Steigerung des Unternehmenswertes» zu verlangen. Der Vertreter von Doris Leuthard sicherte zu, er werde «die Angelegenheit im Departement zur Diskussion stellen und der Post so rasch als möglich eine Rückmeldung geben».

Eine Viertelstunde vor Schluss dieser ominösen Sitzung begann am selben 8. September 2011 im Bundeshaus eine zweite Aussprache zwischen der Post-Leitung und dem Verkehrsdepartement. Hier hatte Doris Leuthard den Vorsitz. Das Protokoll lag dem untersuchenden Büro Kellerhals Carrard nicht vor. Wurde es bewusst vorenthalten? Wenn die GPK des Ständerats dieses Geheimprotokoll öffentlich macht, dürfte die Postauto-Affäre für die Ex-Bundesrätin noch unangenehmer werden.



Unantastbar: frühere Post-Ministerin Leuthard.



«Die Reichen werden den Preis nicht zahlen»: Jurist Axel Kaiser Barents von Hohenhagen vor dem Zentrum «Karl der Grosse».

## Schlagzeilen bis nach Chile

Linksextreme hindern mitten in Zürich einen jungen chilenischen Intellektuellen am Reden. Was hat Axel Kaiser zu sagen, dass ihn seine Gegner mit Gewalt zum Schweigen bringen wollen?

Von Erik Ebnetter

Es sind Szenen, wie sie in der Schweiz kaum je zu sehen sind: Vermummte stürmen einen Saal, werfen gekochte Eier nach den Anwesenden und überschütten sie mit Flüssigkeiten. Ein Stuhl fliegt durch die Luft, ein Computer geht kaputt, mindestens zwei Frauen werden attackiert. Die Angreifer skandieren Parolen, verstärkt durch ein Megafon, streuen Flugblätter und breiten ein Transparent aus. Nach kurzer Zeit, noch bevor die Polizei eintrifft, flüchten sie. Ihr Ziel haben sie erreicht: Die Veranstaltung wird abgebrochen.

Ereignet hat sich der Überfall am 6. November mitten in der Zürcher Altstadt, gleich neben dem Grossmünster. Tatort ist das Lokal «Karl der Grosse», das von der Stadt als Kulturzentrum betrieben wird. Am Angriff beteiligt waren zehn bis fünfzehn Personen, alles in allem befanden sich vielleicht vierzig bis fünfzig Personen im Saal.

Die meisten von ihnen waren gekommen, um Axel Kaiser, einen chilenischen Intellektuellen, über die Wirtschaftspolitik seines Heimatlandes reden zu hören. Eingeladen hatte der Hayek-Club Zürich, benannt nach dem

liberalen Ökonomen Friedrich August von Hayek. Eigentlich hätte der Anlass an der Universität stattfinden sollen. Nach Drohungen entschieden sich die Veranstalter aber, den Vortrag im kleinen Kreis durchzuführen.

Manche, die sonst eher an der Universität verkehren, waren trotzdem anwesend, etwa Martin Janssen, emeritierter Finanzprofessor und Unternehmer, oder Jessica Brestel, Vizepräsidentin der Stadtzürcher Jungfreisinnigen und Medizinstudentin. Was sie und andere an diesem Abend erlebten, machte Schlagzeilen bis nach Südamerika. Sogar CNN Chile berichtete darüber.

### Angreifer sprachen Spanisch

Zwei Tage später sitzt Axel Kaiser Barents von Hohenhagen, wie er mit vollem Namen heisst, im «Café Felix» beim Bellevue in Zürich, wo er mit seiner Freundin zu Mittag gegessen hat. In der NZZ, die hier aufliegt, ist zu lesen: «Vermummte Linksaufständler stören Veranstaltung in Zürcher Kulturzentrum». Kaiser sagt: «Das sind Linksfaschisten, die mich angegriffen haben. Sie geben vor, die Menschenrechte zu

schützen, interessieren sich aber überhaupt nicht dafür. Meine Meinungsäusserungsfreiheit ist diesen Fanatikern egal.»

Er hat einen koffeinfreien Cappuccino bestellt und erzählt ruhig, aber entschieden, wie sehr ihn die Attacke überrascht hat. Die Angreifer hätten chilenisches Spanisch gesprochen, bis auf einen, der ihn auf Schweizerdeutsch beschimpft habe. «Einen kurzen Moment lang hatte ich das Gefühl, alles könne passieren. Das habe ich noch nie erlebt, nicht in El Salvador, nicht in Guatemala, nicht einmal in Venezuela, wo ich Vorträge gegen die Regierung hielt. Dass so etwas in der Schweiz möglich ist...» Er lässt den Satz in der Luft hängen.

Kaiser ist 1981 in Santiago geboren, als Sohn deutschstämmiger Chilenen. Die Familie seines Vaters kam um 1935 nach Südamerika, nachdem die Nationalsozialisten die Macht in Deutschland übernommen hatten. «Mein Grossvater fand, seine Landsleute seien verrückt geworden», sagt Kaiser. Die Familie seiner Mutter, von der er den adligen Namen hat, lebt schon mehr als hundert Jahre in Chile.

Die Bindungen nach Deutschland sind über die Generationen eng geblieben. Kaiser spricht ausgezeichnet Deutsch, wenn auch mit Akzent. Er ist chilenisch-deutscher Doppelbürger und schrieb seine Doktorarbeit an der Universität Heidelberg, wo er, nach Rechtsstudium und Anwaltszulassung in Chile, noch einen Master in American Studies gemacht hatte.

Aufgewachsen ist er mit fünf Geschwistern in Südkhile, bei seiner Grossmutter väterlicherseits und dem Vater. Stark geprägt habe ihn die Grossmutter mit ihrer Begeisterung für die deutsche Literatur. «Ich glaube, man kann sagen, sie war in Goethe verliebt.» Zeit zum Lesen blieb viel: In Südkhile regnet es oft, und das grosse Haus, wo die Kaisers ziemlich abgeschieden lebten, war nicht elektrifiziert, was selbst für damalige Verhältnisse ungewöhnlich war. Einen Fernseher gab es nicht.

#### «Tyrannei der Gleichheit»

General Augusto Pinochet regierte das Land diktatorisch. 1973 hatte er den sozialistischen Präsidenten Salvador Allende gestürzt und blieb bis 1990 an der Macht. Kaiser war zu diesem Zeitpunkt neun Jahre alt. Politik habe bei ihnen zu Hause kaum eine Rolle gespielt, erzählt er. Der Vater, ein Anwalt, sei im Immobiliengeschäft tätig gewesen. Die Familie besitzt Ländereien in Südkhile.

Mit politischer Literatur in Berührung kam Kaiser im Studium. Er begann sich für den Liberalismus zu interessieren, den er als «erfolgreichstes und ethischstes Politikmodell» bezeichnet. Warum? «Weil es dem Liberalismus um das Individuum geht. Ich glaube fest daran, dass wir alle gleich sind. *All men are created equal*», heisst es in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Die produktiven Kräfte können sich so auch am besten entfalten. In liberalen Systemen kommt es deshalb zu den grössten sozialen Fortschritten.»

Sonderlich kontrovers wirken solche Aussagen nicht. Dass Kaiser nun sogar körperliche Angriffe gewärtigen muss, hängt mit seiner Bewertung der jüngeren chilenischen Geschichte zusammen. Pinochet liberalisierte die Wirtschaft des Landes. Politische Gegner liess er foltern und ermorden. Tausende Menschen kamen um, Zehntausende wurden inhaftiert. Kaiser sagt: «Die Verbrechen des Regimes sind durch nichts zu rechtfertigen. Ich habe die Menschenrechtsverletzungen immer verurteilt. Es bringt aber nichts, die Wirtschaftsreformen rückgängig zu machen. Ohnehin existierten sie länger unter sozialdemokratischen Regierungen als unter der Diktatur. Die Geschichte mag uns nicht immer gefallen, aber wir müssen mit kühlem Kopf aus ihr lernen.»

Seine politischen Überzeugungen hat er in mehreren Büchern dargelegt (etwa «Die Tyrannei der Gleichheit»). Zunächst arbeitete er als Anwalt, bis er, inzwischen ein profilierter Autor, von Geschäftsleuten gefragt wurde, was

sie tun sollten, um die freie Marktwirtschaft im demokratischen Chile zu verteidigen. «Ich gab ihnen denselben Rat, den Hayek einst Antony Fisher» – einem britischen Think-Tank-Gründer – «gegeben hat: Organisiert euch», sagt Kaiser, dem selbstbewusstes Auftreten nicht fremd ist.

Heute leitet er die «Stiftung für den Fortschritt», die sich zum Ziel gesetzt hat, junge Menschen in Chile für den Liberalismus zu begeistern. Die Organisation hat rund vierzig Angestellte und ist in mehreren Städten präsent. Als öffentlicher Intellektueller ist Kaiser in seiner Heimat inzwischen eine prominente Figur und hat auf Twitter fast 100 000 Follower.

#### Thatcher und Schröder als Vorbilder

Seine Gegner werfen ihm vor, die chilenische Diktatur schönzureden. «Keinen Platz für neoliberale Pinochet-Verteidiger», steht auf den Flugblättern, die nach dem Angriff im «Karl der Grosse» zurückblieben. «Ich verteidige Pinochet nicht», sagt Kaiser. «Jeder, der dies behauptet, soll es mir in die Augen sagen und begründen. Ich glaube an den Wettbewerb der Ideen und rede mit allen, auch mit Kommunisten oder Faschisten. Was aber nicht geht, ist, den Gegner einfach niederzuschreiben.»

Als politische Vorbilder nennt er Margaret Thatcher, die ehemalige britische Premierministerin, und Gerhard Schröder, den früheren deutschen Bundeskanzler, die beide gegen grosse Widerstände wirtschaftliche Reformen in ihren Ländern durchsetzten. Dass in Chile zurzeit Hunderttausende gegen die Regierung auf die Strasse gehen und für soziale Reformen demonstrieren, will Kaiser nicht einfach als Absage an den Liberalismus verstanden wissen. «Dass Volk entschied sich in den letzten Präsidentschaftswahlen deutlich gegen den Sozialismus», sagt er.

Wie geht es weiter? «Chile könnte sich auf den lateinamerikanischen Weg begeben und vom Sozialpopulismus erfasst werden», antwortet Kaiser. Was dies bedeuten würde, ist für ihn klar: «Die Reichen werden den Preis nicht zahlen. Kapital ist mobil, gutausgebildete Leute sind auch mobil.» Er selber geht nächstes Jahr für einige Monate nach Stanford, wo er an der Hoover Institution für sein neues Buch recherchieren wird.

Wir sind inzwischen auf dem Weg zum Fototermin beim «Karl der Grosse». Ins Gebäude will Kaiser nicht: «Ich weiss nicht, ob ich willkommen bin.» Tatsächlich teilte die Geschäftsführerin nach der Attacke mit, sie hätte den Anlass nicht bewilligt, hätte sie von der «Brisanz der Veranstaltung» gewusst. Dazu passt, dass der Stadtrat den Angriff auf die Meinungsäusserungsfreiheit im städtischen «Debattierhaus» nicht verurteilt hat. Dafür ist auf einem Fenster des Lokals ein farbiger Schriftzug zu lesen: «Karl, lass uns raufen!» Es ist als Werbung gedacht. ○

**DIE WELTWOCH**

## Jetzt herunterladen! Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download,  
bessere Grafik, mehr Bilder.  
Die andere Sicht, ab sofort  
noch mobiler und überall  
verfügbar.



Neu:  
Mit Bildern  
und  
Illustrationen

Holen Sie sich hier die neue App:



# Heilige aus dem Hinterland

Die Mystikerin und Flachsspinnerin Marguerite Bays ist vom Papst heiliggesprochen worden. Die Freiburgerin ist nach Niklaus von Flüe und Bernarda Bütler erst die dritte Schweizer Heilige. Wer war sie? Von *Christophe Büchi*

Man kann von der katholischen Kirche alles Mögliche sagen, wenn man will, aber eines sicher nicht: dass sie sich nach dem Mainstream richte. Während die Welt vom Klimawandel, vom Syrienkrieg, von Brexit und von Donald Trump redete, hatte der Papst nichts Besseres zu tun, als einen britischen Kardinal und Intellektuellen, drei Ordensfrauen und eine einfache Frau aus einem Freiburger Krachen heiligzusprechen.

Da gehen die Frauen auf die Strasse, um für bessere Löhne, Kinderkrippen und Egalität zu demonstrieren. Und da wird eine Näherin und Spinnerin, die ihr ganzes Leben zwischen dem Dorf Siviriez und dem ein paar Kilometer entfernten Romont im Freiburger Hinterland verbracht hat (von einigen Wallfahrten zu Fuss nach Einsiedeln abgesehen) und von der es nicht einmal ein zu Lebzeiten gemachtes Bild gibt, dem katholischen Universum als Vorbild empfohlen. Weniger zeitgeistig geht es nicht.

Dass Marguerite Bays «zur Ehre der Altäre erhoben» wurde, wie es in der weihvollen Sprache der katholischen Kirche heisst, war selbst für Insider eine Überraschung. Sie ist ja keine Märtyrerin, die auf bestialische Art umgebracht wurde, auch keine Ordensgründerin, nicht einmal eine Klosterfrau. Keine *superwoman* des Glaubens also, sondern eine einfache Frau, bescheiden, fromm (auch im ursprünglichen Wortsinn: tüchtig) und wohl-tätig. Und selbst in ihrer engeren Heimat, dem französischsprachigen Teil des Kantons Freiburg, wissen die wenigsten, wer sie war. Doch immer dann, wenn man wenig weiss, regt sich die journalistische Libido.

## Verglühte Hoffnungen

Natürlich: Im Internet findet man seit der Heiligensprechung einiges über das Leben und das Wirken von Marguerite. Und es gibt inzwischen auch einige bemerkenswerte Einträge bei Wikipedia. Aber diese Informationen reichen nicht aus. Man möchte die Welt der neuen Heiligen spüren, berühren, sehen, hören, riechen: Auch Heilige haben schliesslich einen Stallgeruch. Man möchte sein Sujet begreifen, im wörtlichen Sinn, und das kann man eben nicht, wenn man in der warmen Schreibstube sitzt. Man möchte verstehen, was auf den ersten Blick ziemlich schwer verständlich ist. Denn schliesslich haben die Leute, die Marguerite heiliggesprochen haben, sich dabei auch etwas gedacht.

Und so mache ich mich auf die Suche nach den Spuren der Marguerite Bays. Was ich entdeckte, ist eine der am wenigsten bekannten Gegenden der Schweiz, eine Region, die nicht mehr ganz Mittelland, aber auch noch nicht Berggebiet ist. Was ich entdeckte, ist ein verschwunden geglaubtes Rückzugsgebiet katholischer Frömmigkeit. Keine Welt der Winner, der Globalisierten, der Sammler von Flugmeilen: eine Welt der kleinen Leute.

Das Glâne-Land, westlich von Freiburg auf 600 bis 800 Metern über Meer gelegen, benannt nach einem Flüsschen, das sich bei der Kantonshauptstadt in die Saane ergiesst, ist ein Landstrich, den man durchquert, kein Land, wo man so leicht anhält. Ausser einigen schönen Kirchen und dem Glasmuseum in Romont hat der Bezirk touristisch wenig zu bieten, die grösste «Attraktion» sind die schwarzverhüllten Klageweiber an der Karfreitagsprozession – nicht sehr lustig. Auch das hiesige Klima hat einen schlechten Ruf: Wenn am Genfersee und auch in den Bergen die Sonne scheine, sei dieses Hochplateau oft in Nebelschwaden gehüllt, heisst es. «Tristlos» ist noch das netteste Etikett, das der Gegend von auswärts angehängt wird.

Einen Trumpf hat die Region: Der Bezirkshauptort Romont liegt an der SBB-Strecke Zürich–Bern–Lausanne, weil sich die Freiburger Regierung im 19. Jahrhundert mächtig ins Zeug gelegt hatte, damit die Eisenbahn-Hauptachse nicht, was topologisch nahegelegen wäre, über Murten, sondern über die Kantonshauptstadt Freiburg gelegt wurde. Und beim Autobahnbau hat sich die Geschichte wiederholt: Die Autobahn N12 Freiburg–Vevey durchquert das Freiburger Hochland, mit dem Resultat, dass bei Vevey der wohl steilste Schweizer Autobahnabschnitt entstand – eine bei Lastwagenfahrern gefürchtete Strecke mit dem Spitznamen «Rutschbahn».

Trotz gutem Zug- und Autobahnanschluss scheint diese Gegend das, was man im allgemeinen Sprachgebrauch als «rückständig» bezeichnet. In der Tat ist die Geschichte von Romont und Umgebung die Geschichte einer langen Stagnation und vieler verglühter Hoffnungen. Niemand kennt die Gründe besser als Florian Defferrard, der eine historische Doktorarbeit über die Sozialgeschichte von Romont geschrieben hat. Das Städtchen hatte eigentlich einen guten Start erwischt: Im Mittelalter kamen hier Kaufleute und Pilger auf dem Weg nach Lausanne und Santiago de

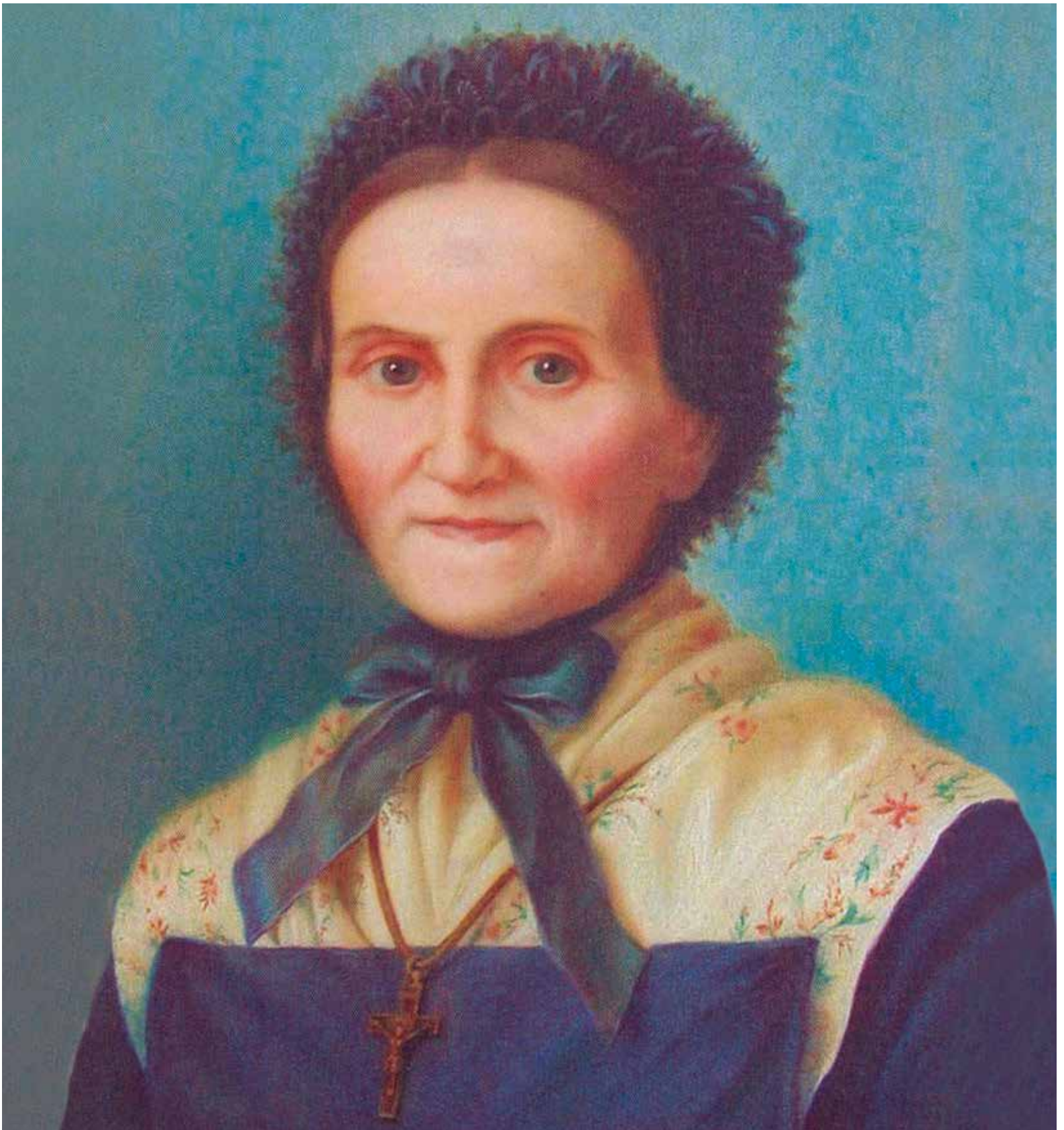
Compostela in grosser Zahl durch die Gegend. Es gab etwas Metallverarbeitung sowie Schaf- und Viehzucht. Doch in der Reformationszeit, als die Waadt und Bern evangelisch wurden und Freiburg katholisch blieb, begann eine lange Stagnation.

Auch der Beginn der Industrialisierung wurde verschlafen. Der Bau der Eisenbahnlinie brachte Mitte des 19. Jahrhunderts zwar etwas Bewegung. «Zur Zeit von Marguerite Bays begann ein kleiner Aufschwung», erzählt Defferrard, «zeitweise lebten hier mehr als ein Dutzend Uhrmacher.» Doch dieser Aufschwung wurde abgemurkst, weil der katholische Klerus und die konservativen Behörden keine Lust hatten, Protestanten, Radikale und Revoluzzer in ihrem Land zu haben. Bis tief ins 20. Jahrhundert blieb die katholisch-konservative Gegend landwirtschaftlich geprägt. Es gab – nebst Bauernhöfen – ein Kapuzinerkloster, ein Mädchenpensionat, ein Zisterzienserinnenkloster, aber wenig Industrie, etwas Glasherstellung, zeitweise Orgelbau, und damit basta.

Die Region ist ein gutes Beispiel dafür, wie wichtig Mentalitäten für die Wirtschaftsgeschichte sind. Der Vergleich mit dem benachbarten Bezirk Greyerz ist aufschlussreich. Das Greyerzerland war und ist aufgeschlossen und unternehmerisch. Die Greyerzer sind oft rebellisch, singen gern und führen manchmal eine grosse Röhre (übrigens: SP-Präsident Christian Levrat stammt aus dem Greyerzerland). Die Leute aus der Glâne dagegen sind introvertiert, scheu, konservativ, eher dem Geistigen als dem Materiellen zugewandt. Lieber hofft man auf Rettung von oben und von aussen. Die Rettung soll jetzt vom Nespresso-Konzern kommen, der westlich von Romont eine grosse Fabrik in den Himmel wachsen liess, wo Kaffee in die berühmten Clooney-Kapseln abgefüllt wird.

## Enge Stube

Auf die Frage, wie es denn Romont heute gehe, antwortet Gemeindepräsident Dominique Butty, ein Tierarzt, kurz und bündig: «Mal» – schlecht. Die Gemeindefinanzen seien im Keller, und leider habe auch Nespresso nicht den erhofften grossen Aufschwung gebracht. Zwar zahlt die Firma Grundstücksteuern, aber ein Grossteil der Angestellten wohnt auswärts und pendelt, nur ein Kadermann hat sich in Romont niedergelassen. Zum Glück hat die Gemeinde noch zwei Verbündete: die SBB und



*Eine einfache Frau, bescheiden und fromm:* Marguerite Bays.

die Armee, die in Drogens ihren grossen Wagenpark unterhält und in Romont ihre Panzer umlädt.

Das Städtchen würde also ein Wirtschaftswunder brauchen. Vielleicht kommt es dank der neuen Heiligen? Mein Gesprächspartner zweifelt: Ein neues Lourdes werde hier kaum entstehen. Was er persönlich von der Heiligen halte, will ich noch wissen. «Es ist nicht meine

Sache», antwortet er. «Aber die Leute, die sie verehren, sind gute Menschen. Ich bin nicht sicher, ob man dies von all denen sagen kann, die sich über sie lustig machen.»

Und nun zur Heiligen. Von Romont nach Siviriez ist es nicht weit: etwa eine Stunde zu Fuss, ein paar Minuten mit dem Auto. Im Weiler La Pierra kommt man zu einem breiten, aber eher schlichten Bauernhaus: Hier wurde

Marguerite geboren, hier hatte sie gelebt, hier ist sie gestorben. Es hat einen kleinen Aufenthaltsraum, wo man sich einen Kaffee machen kann (das Geld bitte ins Kässeli!), mit einem WC, sauber. Daneben Marguerites Stube, eng und tief: Man muss aufpassen, dass man sich den Kopf nicht anschlägt. In der Stube: ein Tisch, ein paar Stühle, ein Schrank, in einem Nebenraum ein Bett und daneben das Spinn-

rad, an dem Marguerite frühmorgens Flachs spann. Auf dem Bett ein Handschuh, mit dem sie ihre Wundmale verdeckte (darüber später). Während ich dort bin, kommen immer wieder Grüppchen von Leuten herein, viele Leute sind älter, aber auch Eltern mit kleinen Kindern und Teenagern sind dabei. Es wird geflüstert.

Dann zum Dorf Siviriez. Es ist ein typisches Bauerndorf: Bauernhöfe, eine Valiant-Bank-Filiale, eine erstaunlich grosse Pfarrkirche, die im 19. Jahrhundert gebaut und im schönsten Jugendstil erweitert und ausgemalt wurde. Vorne der Schrein der Heiligen, daneben eine Kapelle. Als ich eintrete, sind ein knappes Dutzend Personen daran, Kerzen anzuzünden. Auch hier wird geflüstert. Die Leute sprechen französisch, sind offenbar aus der Umgebung. Ein behinderter junger Mann bekreuzigt sich noch und noch.

In einem einfachen Heft haben die Betenden ihre Gebetsanliegen aufgeschrieben, das meiste auf Französisch, auch Deutsch und Portugiesisch sind

gut vertreten, daneben einige Einträge in fremder Schrift, vielleicht Singhalesisch. Beim diskreten Durchlesen öffnet sich ein abgründiger Blick in die Nöte der menschlichen Existenz. Jemand fleht die Heilige an, für die Genesung ihres Kinds zu beten; oder der Mann trinkt; oder der Sohn ist in die Drogenszene abgeglitten. Ein Kind bittet um Hilfe beim nächsten Examen. Hilf, hilf, hilf!

## Wunden und Wunder

Der Stadtpfarrer von Romont, Martial Python, ist der Experte in Sachen Marguerite und hat mehrere Bücher geschrieben. Er empfängt mich in seiner einfachen Wohnung gegenüber der Kollegialkirche. Er kommt ins Erzählen: Marguerite wurde 1815 geboren. Der Vater war Bauer und Schuhmacher. Die Eltern hatten acht Kinder. Ein Bruder starb mit zwölf Jahren, einer war behindert, buckelig, soff und wurde oft gewalttätig. Eine Schwester heiratete, die Ehe war eine Katastrophe, und sie kam zurück. Heile Welt ist anders.

Der ältere Bruder hatte einen unehelichen Sohn, «un bâtard», ein «Kind der Sünde», wie man damals sagte. Er wollte ihn weggeben, wie man dies so tat. Marguerite wehrte sich dagegen und behielt die Oberhand. Der Bub blieb in der Familie. Wenn ihr jüngerer Bruder besoffen heimkam und im Stall schlafen musste, kam Marguerite zu ihm, brachte Kaffee und

eine Decke. Marguerite liebte die Kinder, vor allem die Waisen und die Verdingkinder. Sie wusch sie, gab ihnen zu essen. Am Sonntag ging sie mit ihnen beten und spielen. Man sagte, sie habe auf Patois gebetet, die Gebete seien immer spontan und kurz gewesen. Bei vielen Bauern war sie unbeliebt, man sagte, Marguerite halte die Kinder vom Arbeiten ab. «Die Welt der Bauern ist oft hart», sagt Abbé Python. Dann zeigt er auf die sich verdunkelnden Hügel vor dem Fenster: «Wenn die Bauernhäuser sprechen könnten: Es wäre nicht immer schön, was sie sagen würden!»

Marguerite machte auch sonst Dinge, die eine Frau eigentlich nicht macht. Sie ging zu den Kapuzinern und las die Bibel, was im katholischen Milieu damals eher verpönt war. Sie ging regelmässig ins nahe Zisterzienserinnenkloster La Fille-Dieu. Sie bekam die Stigmata, die Wundmale Jesu, an Händen, Füssen und am Herzen.

In einem kleinen Buch eines Pater Gottfried Egger ist zu lesen: Ungefähr ab

1860 geriet die Heilige jeden Karfreitag um 15 Uhr in Ekstase. Anfangs dauerte diese zehn bis fünfzehn Minuten, später oft eine Stunde. Dann fiel sie in eine Art Totenstarre. Während ihrer Ekstasen nahm sie an der Kreuzigung auf Golgatha teil. Als Marguerite am Karfreitag 1879 steif und kalt wurde, wurde sie auf Geheiss des Bischofs von einem Arzt untersucht, der als antiklerikal bekannt war. Der skeptische Mediziner versuchte sie mit einer Lanzette zu wecken. Erfolglos. Er stach in die Wundmale der Hände und des Herzens. Er stach unter die Fingernägel, in die Nasenlöcher, in die Augen. Marguerite verharrte in völliger Empfindungslosigkeit. Als sie wieder zu sich kam, strahlte sie voll innerem Glück. Plötzlich spürte sie starke Schmerzen. Zum Arzt sagte sie: «Sie haben mich schön zugerichtet!»

Sie mischte sich sogar in Medienangelegenheiten ein. Der Chorherr Joseph Schorderet, der im Kulturkampf 1871 die katholische Tageszeitung *La Liberté* gründete, um den Freisinnigen die mediale Deutungshoheit streitig zu machen, bekam Probleme mit dem Bischof, denn dieser sah nicht ein, wozu eine Zeitung gut sein sollte. Schorderet ging zu Marguerite, und diese ermutigte ihn, weiterzumachen. Der Bischof war sauer, dass sich die Näherin in Sachen einmischte, die sie nichts angingen, und stauchte sie in der Öffentlichkeit zusammen.

Mit Heiligen hat man immer seine Scherereien.

Im Juni 1879 starb Marguerite an Darmkrebs. Als sie beerdigt wurde, waren viele Leute zugegen. Der Totengräber sagte: «Wir haben eine Heilige zu Grabe getragen.» Der Ruf ihrer Heiligkeit führte dazu, dass 1929 ihre Gebeine in den Eingang zur Kirche umgebettet wurden. Eine Lobby begann sich in Rom für ihre Seligsprechung einzusetzen. Hierzu brauchte es aber ein hieb- und stichfestes Wunder.

Im März 1940 ist es so weit. Ein Pfarrer, seine Nichte, ein Messdiener und ein Student wollen zusammen den Dent de Lys besteigen. Beim Abstieg seilen sie sich an. Die Wand ist nass, Frühlingschnee, die junge Frau kommt ins Rutschen und zieht die anderen mit. Der Student, so gibt er später zu Protokoll, ruft Marguerite Bays an. Das Seil reisst, bevor er mitgerissen wird. Er überlebt, die anderen stürzen in den Tod. Marguerite habe ihn gerettet, sagt er der Polizei.

Das Wunder spricht sich herum. Es gibt aber auch rasch Zweifel. Die Polemiken ziehen sich über Jahre hin. Der Gerettete, der Priester wurde, liefert unterschiedliche Versionen, was viele stutzig macht. Dass er später als Pädophiler ins Gerede kommt, verstärkt noch die Skepsis. Über Jahre, ja Jahrzehnte wird die Sache untersucht. Doch schliesslich kommt die zuständige Kommission zum Schluss, dass es keine rationale Erklärung für diese Rettung gebe, dass ein Wunder vorliege.

Dieses Wunder sei doch ziemlich diskutabel, sage ich zu Abbé Python. Er meint: «Ich rede lieber von Zeichen als von Wundern. Auch ich hätte ein anderes Zeichen für Marguerites Heiligkeit gewählt, denn es gab viele.» Python zeigt mir das «Summarium», einen gegen tausend Seiten dicken Untersuchungsbericht: «Der Vatikan hat es sich nicht leicht gemacht.»

Jedenfalls wurde Marguerite 1995 nach jahrelangem Prozedere seliggesprochen. Für die Heiligsprechung, den nächsten Karriereschritt, brauchte es aber ein zweites Wunder. Das erfolgte im März 1998. Ein Freiburger Bauer hatte seine Enkelin aufs Feld mitgenommen, um Pflöcke einzusammeln. Während er arbeitete, geriet das 22 Monate junge Kind unter den Traktor. Der Bauer rief Marguerite an, das Mädchen blieb unversehrt. Der Vorgang wurde von der kirchlichen Kommission nach Strich und Faden analysiert. Schliesslich kam das Urteil: Ein Wunder! Und so konnte Marguerite im Oktober 2019 heiliggesprochen werden.

## Franziskus' Sinn für Volksfrömmigkeit

Abbé Python ist ein wunderbarer Erzähler. Nach drei Stunden hat das Nachmittagsgrau einem schwarzen Abendhimmel Platz gemacht, und wir sitzen im Halbdunkel. Der Priester sagt zum Abschluss: «Als ich gesehen habe, dass vor der Fassade von San Pietro das Bild der kleinen Näherin, die nur zwei, drei



Pfarrkirche von Siviriez.

## Marguerite liebte die Waisen und die Verdingkinder. Sie wusch sie, gab ihnen zu essen und ging mit ihnen beten.

Winter die Schule besuchen konnte, neben dem des grossen Kardinals Newman hängt, habe ich mir gesagt, das ist schon ein kleines Wunder!»

Und was sagt sein Vorgesetzter dazu? Der Sitz des Bischofs von Lausanne, Genf und Freiburg, so dessen voller Titel, liegt am Rand der Freiburger Altstadt. Die Zeiten, als der örtliche Bischof der ungekrönte Fürst des Kantons war und der Chefredaktor der *Liberté* zitterte, wenn er zwecks Abkanzlung ins Evêché zitiert wurde, ist vorbei. Bischof Charles Morerod ist ein freundlicher Mann, der nicht den Bischof herauskehrt. Er trägt einen dunklen Anzug und Timberland-Schuhe – nur der Römerkragen verrät den Kleriker. Den Kaffee serviert er selber. Kein Kirchenfürst kommt einem entgegen, eher ein mit Humor und Ironie gesegneter Intellektueller.

Zum Interview steigt man eine Treppe empor, wo die Ölgemälde seiner Vorgänger hängen, unter anderem jenes von Pierre de Montnach, eines Freiburger Patriziers mit dem grimmigen Blick eines spanischen Hidalgo. Er war der erste Bischof von Lausanne, der in der Barockzeit, nach der Vertreibung aus dem reformierten Waadtland, im herben Freiburg Asyl gefunden hatte.

Bischof Morerod, der im Greyerzerland aufgewachsen ist und einen protestantischen Vater hatte, sagt, er habe erst spät von Marguerite Bays gehört. Er sei selbst überrascht gewesen, dass es mit der Heiligsprechung so rasch gegangen sei. Aber Papst Franziskus wolle einfache Leute auszeichnen, besonders auch Frauen aus dem Laienstand. Für den Papst stehe die tätige Liebe im Vordergrund, er habe viel Sinn für Volksfrömmigkeit. Er möchte den Zugang zu Jesus über konkrete Menschen erleichtern.

Ich frage: «Was halten Sie aber von Marguerites Wundern, Monseigneur? Sie sind doch ein Domi-

nikaner, also ein später Ordensbruder von Thomas von Aquin, der im 13. Jahrhundert die Kirche mit der Vernunft versöhnt hat.» Die Antwort ist von bemerkenswerter Offenheit. Er selbst finde das Wunder vom Dent de Lys auch etwas seltsam. Denn was sei das für ein Wunder, wenn eine Person gerettet werde, drei aber ums Leben kämen? Aber gut, der Vatikan habe das abgeklärt.

Weshalb brauche es denn überhaupt diese Wunder, hake ich nach, reiche es für eine Heiligsprechung nicht aus, dass jemand ein vorbildliches Leben führe? «Das ist eine sehr

gute Frage, darüber wird in der Kirche seit Jahrhunderten gestritten.» Man könne eben an diese Wunder glauben oder auch nicht. Letzten Endes sei dies eine Frage der menschlichen Freiheit, sagt der Bischof.

### Heilige ohne Sexleben

Und wie sieht man die Sache im fortschrittlichen und unbequemen Segment des katholischen Kirchenvolks? Ich rufe Monika Schumacher-Bauer an, eine Zürcher Theologin, die sich mit einer Doktorarbeit über die amerikanische Pazifistin Dorothy Day einen Namen gemacht hat. Sie sagt: «Was mir gefällt, ist, dass man eine Laiin heilig gesprochen hat. Eine einfache Frau, warmherzig, die sich manchmal auch gegen die Autoritäten gestellt hat. Ich liebe ihre widerständige Seite.» Aber: «Wahrscheinlich hatte Marguerite kein Geschlechtsleben. Ich wünschte mir mehr Heilige, Männer, Frauen, Paare, die sexuell aktiv sind, die ganz in der Welt stehen. Dass die Kirche bei Heiligsprechungen immer noch eher die Nachahmung Christi favorisiert und nicht eine Nachfolge, die sehr individuell sein kann, finde ich schade.» Aber Marguerites Heiligsprechung gehe schon in Ordnung:

«Dass sie die Kraft hatte, sich gegen alle Leute zu wehren und ein uneheliches Kind liebevoll aufzuziehen, das finde ich ein Wunder.»

Die wunderliche und wundersame Geschichte der Marguerite Bays ist noch nicht zu Ende. Jetzt stellt sich die Frage, ob man eine Strasse nach ihr benennen will. In mehreren Freiburger Gemeinden gibt es Vorstösse, aber auch Widerstand. Einige CVP-Leute sind dafür, andere aber wollen sich von ihrem katholischen Background freistampeln. Auch bei den Radikalen, bei denen der gute alte Antiklerikalismus noch nicht gestorben ist, scheinen die Skeptiker in der Überzahl. Und bei den

Linken regt sich erst recht der Widerstand. Ein Teil der Sozialdemokraten und -demokratinnen meint zwar, wenn man schon mal eine Strasse nach einer Frau benennen wolle, könne man schwer dagegen sein, vor allem wenn sie aus dem Volk sei – schliesslich will die SP immer noch eine Volkspartei sein. Ein anderer Teil dagegen findet, eine katholische Heilige sei einer multikulturellen Bevölkerung nicht zuzumuten.

Moral der Geschichte: Mit der Näherin und Mystikerin Marguerite Bays ist man nicht so schnell fertig. ○



Abbé Martial Python.

**Der Pfarrer zeigt mir den tausend Seiten dicken Bericht: «Der Vatikan hat es sich nicht leicht gemacht.»**

## Nachruf



Stimme des Hallenstadions: Charly Schlott.

**Karl Schlott (1934–2019)** — Seine Stimme schrieb Zürcher Sportgeschichte. Sie verkörperte die Atmosphäre im alten Hallenstadion, in dem vor lauter Dunst und Rauch das Geschehen auf dem Eis oder der Rennbahn oft nur schemenhaft zu erkennen war. Charly Schlott informierte sachlich und kompetent, überzeugte durch vornehme Zurückhaltung – umso mehr trug er die Emotionen ins Oval, wenn er in Momenten des Überschlags zu blumigen Worten griff.

Schlott begleitete 39 Sechstagerennen und 1200 ZSC-Spiele. Neben (und nach) ihm hatten es alle schwer. Als 1996 der damalige Hallenstadiondirektor Werner Benz beim Sechstagerennen einen deutschen Sekundanten ans Mikrofon rief, polterte TV-Legende Hans Jucker: «Eine Katastrophe, einen Deutschen in Zürich ranzulassen.»

Schlott, selber ambitionierter Radrennfahrer, sass 1956 bei einem Vorbereitungrennen auf der offenen Rennbahn in Oerlikon erstmals hinter dem Mikrofon. Er machte seine Sache so gut, dass er darauf die «Züri-Metzgerte» begleiten durfte. Auch international wurde man auf den Sprachkünstler aufmerksam. Schlott liebte seine Stimme der Fernfahrt Paris–Luxemburg, den Sechstagerennen in Köln, München und Berlin, dem Giro d'Italia, dem internationalen Radsportverband für die WM-Rennen und 1984 gar den Olympischen Spielen.

Hauptberuflich war Schlott als Anzeigenverkäufer tätig. 1991 übernahm er die Geschäftsführung des Schweizerischen Rad- und Motorfahrer-Bunds (SRB). Vier Jahre später war er den Job wieder los. Er hatte den damaligen SRB-Präsidenten Herbert Notter auf Ungereimtheiten aufmerksam gemacht. Schlott war im Leben wie am Mikrofon: korrekt, aber *fadegrad*. Thomas Renggli





Frauenetzwerk im Modehaus: Regierungsrätinnen Rickli, Fehr, Walker Späh (v.l.).

## Jassen ab 10 Uhr

Es rumort im Amt für Wirtschaft und Arbeit des Kantons Zürich. Volkswirtschaftsdirektorin Carmen Walker Späh (FDP) sorgt mit ihrer Frauenförderung für Unruhe. Und ihr neues Stellenmeldezentrum hat nichts zu tun. *Von Christoph Mörgeli*

Entgegen den bürgerlichen Wünschen überliess die frühere Baujuristin Carmen Walker Späh im Frühjahr die Zürcher Baudirektion dem Grünen Martin Neukom. Umso mehr setzt sich die ewig lächelnde Regierungspräsidentin mit der auffälligen Frisur mit dem Thema Frauenförderung in Szene. Auf ihre Initiative hin fand am 1. November ein ganz spezieller Anlass statt: Unter dem Titel «Politique en vogue» lud Walker Späh mit den anderen drei Regierungskolleginnen 150 handverlesene Damen, vor allem Politikerinnen und Kaderfrauen der Verwaltung, zu einem Netzwerk-Abend ein. Auch Staatsschreiberin Kathrin Arioli, ehemals Leiterin der kantonalen Fachstelle für Gleichstellung, war mit von der Partie.

### Frauen an die Macht

«Die Frauenmehrheit im Regierungsrat, das Präsidentschaftsjahr in Frauenhand und die Frauenwahl in den Kantonsrat» – liess Carmen Walker Späh *Blick* online wissen – hätten sie auf

ihre Idee gebracht. Die Volkswirtschaftsdirektion verbreitete auf der offiziellen Homepage 34 Fotos des exklusiven Anlasses der Netzwerkerinnen. Das Catering kostete die Steuerzahler 120 Franken pro Person. Ort des Anlasses

### Nun kommt es aber auch vor, dass die Zürcher Regierungspräsidentin einen Mann fördert.

inklusive Modeschau war das Frauenbekleidungshaus Modissa an der Bahnhofstrasse. Diese Bevorzugung einer einzelnen Firma durch die Zürcher Volkswirtschaftsdirektion sorgte in Gewerbekreisen für einen gewissen Unmut.

Dabei hatte Carmen Walker Späh gemäss offizieller Version bloss zwei Herzenssachen fördern wollen: die Zürcher Unternehmen und die Frauen. Messbar sind ihre Bemühungen vor allem im letzteren Bereich. Es gibt in der

Volkswirtschaftsdirektion Chefinnen im Rechtsdienst, beim Personal und bei der Kommunikation. Allein beim Amt für Wirtschaft und Arbeit wirken neben einer neuen Amtschefin und deren beiden Assistentinnen eine Leiterin Fach- und Rechtsdienst, eine Koordinatorin zum Innovationspark, eine Kommunikationschefin und deren Stellvertreterin, eine Leiterin überkantonale Arbeitsmarktbeobachtung, eine Leiterin Fachstelle Volkswirtschaft nebst wissenschaftlicher Mitarbeiterin, eine Leiterin Personal und Dienste, eine Leiterin der Koordinationsstelle Unternehmensentlastung sowie eine Teamchefin Ansiedlungen. Auch der Arbeitslosenversicherung stehen eine Bereichsleiterin und eine Leiterin vor. Die Geschäftsstelle Interinstitutionelle Zusammenarbeit (IIZ) führen ebenso eine Chefin und deren Stellvertreterin.

In offizieller Mission reiste Carmen Walker Späh mit beträchtlichem Gefolge kürzlich zum Festival «Zürich meets Seoul». Die Kosten

für den Kanton betragen 280 000 Franken. Im Rahmen der Veranstaltung «Woman and the City» tauschten sich Forscherinnen aus, «wie Frauen weltweit über ein Virtual-Reality-Game stärker in die Gestaltung von Smart Cities eingebunden werden können». Mittlerweile macht sich unter etlichen männlichen Verwaltungsangestellten der Volkswirtschaftsdirektion Frust und Unruhe über verbaute Karriereaussichten breit: «Die Art und Weise, wie bei uns Frauen konsequent bevorzugt werden, grenzt an Männerdiskriminierung», meint ein Kaderjurist.

Nun kommt es aber auch vor, dass die Zürcher Regierungspräsidentin einen Mann fördert. So drängte sie ihren gesundheitlich angeschlagenen Generalsekretär in die vorzeitige Pension, um dessen bisherigen Stellvertreter an seine Stelle zu setzen. Es handelt sich um den Schwager von Nationalrätin Doris Fiala. Diese hat 2017 das Präsidium der FDP-Frauen von Walker Späh übernommen und gilt als nahe Vertraute.

### Amt für Arbeit ohne Arbeit

Vom macht- und selbstbewusstesten Mann in ihrer Direktion hat sich Regierungspräsidentin Carmen Walker Späh diesen September Knall auf Fall getrennt, um an dessen Stelle eine Frau zu setzen. Bruno Sauter, der 53-jährige Amtschef des Bereichs Wirtschaft und Arbeit, wurde von seiner Chefin abrupt aus dem Amt gejagt und durch die Stellvertreterin Andrea Engeler ersetzt. Sauter, der auch als FDP-Gemeindepräsident von Maur gewirkt hat, kam selber aus der Wirtschaft und galt als ausgesprochen führungsstark und kommunikativ. Walker Späh soll ihm schon bald das Gefühl vermittelt haben, ihn als Konkurrenten zu empfinden. Sie lässt sich als einziges Regierungsmitglied verwaltungsintern konsequent mit «Frau Regierungsrätin» anreden. Die gegenseitige Stillschweigevereinbarung deutet auf eine hohe Abfindungssumme hin; über die Gründe seines Weggangs mag sich der von Juni bis September krankgeschriebene Sauter nicht äussern.

Der Kanton Zürich hat den vom eidgenössischen Parlament erfundenen «Inländervorang light», gemäss dem Branchenverband Gastrosuisse ein nutzloses «Bürokratiemonster», noch durch zusätzliche Bürokratie aufgeblasen: Statt die vorgeschriebene Meldepflicht bei Berufen, in denen die Arbeitslosigkeit mindestens 8 Prozent beträgt (ab 2020 sind es 5 Prozent) den regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) zu übertragen, schuf Carmen Walker Späh ein neues Stellenmeldezentrum (SMZ). Dieses umfasst nicht weniger als siebzehn Mitarbeiter. Kantonsrat Hans-Peter Amrein (SVP) schätzte die entsprechenden Lohn- und Nebenkosten auf mindestens 3,5 Millionen Franken. Er stellte dem Regierungsrat kritische Fragen über die neue Verwaltungseinheit, zumal die eigentliche Arbeit

dann doch durch die RAV ausgeführt würden, da nur diese über das nötige Fachwissen und die regionalen Wirtschaftskontakte verfügten.

Tatsächlich stellt sich die Frage, welche Arbeit das Zürcher Stellenmeldezentrum verrichtet. Zumal die Fälle ohne Kostenfolgen durch die RAV-Mitarbeiter übernommen werden könnten. Berechnungen von Kennern innerhalb und ausserhalb der Verwaltung gehen von hundert Dossiers aus, die im Stellenmeldezentrum täglich über die Schreibtische gehen. Das bedeutet, dass den siebzehn Mitarbeitern schon nach dem Viertel eines Werktags die Arbeit ausgeht. «Ab zehn Uhr morgens können die dortigen kantonalen Beamten Däumchen drehen oder jassen», ärgert sich ein Mitarbeiter der Volkswirtschaftsdirektion.

### Gängelung der Privatwirtschaft

Geistiger Vater des verfehlten Stellenmeldezentriums ist Edgar Spieler, Leiter der Abteilung Arbeitsmarkt. Der studierte Germanist und frühere Präsident des Arbeiterhilfswerks Zürich missversteht seine Stellung als grosser Koordinator des Zürcher Wirtschaftslebens. Spieler hat allerdings noch nie in der Privatwirtschaft gearbeitet, vermochte aber seinen Stab zu verdoppeln und hat für das unterbeschäftigte Stellenmeldezentrum wegen der gesteigerten Meldepflicht ab 2020 bereits vier zusätzliche Mitarbeiter rekrutiert. Damit schwächt er die RAV, die angesichts der erfreulich tiefen Arbeitslosigkeit ebenfalls nicht mit Arbeit überhäuft sind.

In einer freien Wirtschaft sind Volkswirtschaftsdepartemente oder -direktionen im Grunde nutzlos. Um ihre Existenz zu rechtfertigen, neigen sie zu Interventionismus und behindern die Wirtschaft mehr, als sie zu unterstützen. Die Zürcher Arbeitslosenkasse beispielsweise befragt die Unternehmen nach Kündigungen bis ins Detail dazu, warum das Arbeitsverhältnis aufgelöst worden ist. Die Firmen werden aufgefordert, Beweismittel einzusenden, ob und wie sie die Leistung des Arbeitnehmers beanstandet haben, was zwischen einer Verwarnung und der Kündigung geschehen ist und ob ausschliesslich Selbstverschulden vorliege. Auch muss das privatwirtschaftliche Arbeitszeugnis an die Kantonsverwaltung geliefert werden, was eigentlich den Datenschutzbeauftragten alarmieren müsste. Dass die Firmen im ausführlichen Fragebogen auch noch angeben müssen, ob die entsprechende Stelle wieder besetzt wird («Wenn nein, weshalb wird die Stelle nicht mehr besetzt?»), geht ebenfalls entschieden zu weit.

Doch die Chefin des Bereichs Arbeitslosenkasse ist im Kanton Zürich nicht mehr aufzuspüren. Wer sie erreichen will, erhält zur Antwort: «Die Arbeitslosenkasse wird zurzeit von einem erfahrenen Interimsmanager geführt, der eng mit dem Leitungsteam der Arbeitslosenkasse zusammenarbeitet.»



## Die Bibel

### Mose- und Aaronskirche

Von Peter Ruch

**D**a rissen sich alle die goldenen Ringe ab, die sie an ihren Ohren trugen, und brachten sie Aaron. Und er nahm sie aus ihrer Hand und [...] machte daraus ein gegossenes Kalb. Da sprachen sie: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus dem Land Ägypten heraufgeführt haben! (Exodus 32,3-4) Mose und Aaron sind Brüder. Mose ist als Prophet dazu berufen, die Israeliten aus Ägypten in die Freiheit zu führen. Aaron ist der Priester mit dem Purpurrock, der die Gottesdienste sichern muss. Mose befindet sich auf dem Berg im Zwiegespräch mit Gott. Seine Abwesenheit macht das Volk ungeduldig, und es fordert greifbare Zeichen. Aaron fehlt es an Gottvertrauen. Deshalb sammelt er alles goldene Privatvermögen ein und giesst es zu einer Kultfigur um. Das Individuelle ersäuft im Wir-Gefühl.

Dietrich Bonhoeffer predigte kurz nach der Machtergreifung Hitlers über die «Mose- und Aaronskirche». Die Aaronskirche will geliebt werden und erträgt die Abwesenheit Gottes nicht. Sie macht sich einen Götzen und verehrt ihn als Gott. Vor dem Kalb rief Aaron: *Morgen ist ein Fest für den Herrn* (V.5). Ist auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) eine Aaronskirche? Er setzt auf den 1. Januar 2020 eine neue Verfassung in Kraft und verleiht sich eine zentralistische Autorität, die die Glaubensinhalte überlagert. Von den Änderungen bekam das Kirchenvolk kaum etwas mit. Die Abgeordneten des SEK tragen zwar keinen Purpurrock, doch bilden sie durch die indirekte Wahl eine Art Dunkelkammer. Wer ihnen eine Botschaft senden möchte, zum Beispiel dass die Ehe für alle fragwürdig sei, findet auf der Homepage weder die Mail- noch die Postadressen. Ganz im Gegensatz zum National- und Ständerat. Der Irrweg des SEK scheint erfolgreich zu sein. «Die Reformierten sagen Ja zur Ehe für alle», titelte die NZZ. Die Aaronskirche ist die grosse Versuchung in der Glaubenskrise. Vielleicht sollte man den SEK besser abschaffen, bevor «das höchste protestantische Gremium» (NZZ) weitere Entgleisungen beschliesst.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

# Siri und unser Pensionskassengeld

Die digitale Revolution ist auch in der Finanzindustrie nicht zu bremsen. Der Vermögensverwalter wird überflüssig. Künstliche Intelligenz und Algorithmen übernehmen seine Aufgabe. Was bedeutet das für die Sicherheit? *Von Peter Marti*

Maschinen übernehmen die Kontrolle. Sogar über mein bescheidenes Portfolio. Sie analysieren die Märkte, beschäftigen sich mit Wirtschaftstrends, analysieren Entwicklungen an der Börse. Sie kaufen und verkaufen. Sie verlinken Daten, wie es kein noch so gewiefter Bankberater kann. Die künstliche Intelligenz der Computer steuert die Finanzwelt je länger, je mehr im Alleingang. In den USA trifft dies schon heute auf 35 Prozent des Aktienmarkts zu. 60 Prozent der institutionellen Anlagen und Finanzhandelsaktivitäten werden ohne menschliche Beratung getätigt. Natürlich wurden die verantwortlichen Programme ursprünglich von Menschen entwickelt. Neu ist, dass die künstliche Intelligenz ihre eigenen Investitionsregeln schreibt. Selbständig. Und das Erschreckende dabei ist, dass der Mensch diese neuen Regeln teilweise nicht mehr verstehen beziehungsweise nachvollziehen kann.

## Computer lauter als Händler

Fahrdienste, Food-Kuriere, Medienkonsum, Shopping – die digitale Technologie verändert unseren Alltag fundamental. Nun ist die Finanzindustrie an der Reihe. Mit beängstigenden Auswirkungen für uns alle. Die Maschinen haben das Sagen. Sie verschieben riesige Summen. Wir schauen zu. Die Zeiten, in denen «Kaufen» oder «Verkaufen» auf Befehl eines Homo sapiens geschahen, sind vorbei. Heute ist an den Börsen das Summen der Computer lauter als das Geschrei der Händler. Der Rechner agiert autonom. Von künstlicher Intelligenz verwaltete Hedge-Fund gewinnen an Terrain. Gezählt sind die Tage des Mund-zu-Mund-Informationsaustausches, der Analysten, die sich vor Ort ein Bild machten, von Fondsmanagern, die Entscheidungen aufgrund ihres Know-hows, ihrer feiner Nasen und ihres gesunden Menschenverstandes gefällt haben.

Selbstverständlich werden nach wie vor viele Daten in Handarbeit in die Computer gespiesen. Aber angereichert mit den Riesenmengen zusätzlicher Daten über Konsumgebaren und Freizeitverhalten dank verlinkter E-Commerce-Seiten verfügen die Festplatten am Ende des Tages über mehr Wissen zu einem Unternehmen als jedes Verwaltungsratsmitglied.

## Handeln, bevor es zu spät ist

Die effektiven Kosten dieser künstlichen Intelligenz (gehandelt und genutzt in Mengen) sind heute deutlich geringer als noch vor



## Wer will den Schaden begrenzen?

einigen Jahren. Bei einem ETF beispielsweise belaufen sie sich auf 0,1 Prozent pro Jahr, bei einem aktiven Fonds auf rund 1 Prozent.

Eine mechanisch dominierte Finanzindustrie steht vor massiven Herausforderungen für die Dienstleister, Firmen, Investoren und Politiker. Aber auch für uns alle. Wenn

## Es ist höchste Zeit, dass sich unsere Banken an ihre goldenen Regeln erinnern.

ganze Branchen, Märkte und Währungen durch gleichzeitig eintreffende identische Handlungsaktivitäten der Algorithmen ins Bodenlose stürzen, droht eine wirtschaftliche Krise, wie wir sie noch nie erlebt haben. Und da solche Aktien- und Obligationen-Transaktionen in Sekundenschnelle ausgeführt werden, sind sie, einmal ausgelöst, nicht zu stoppen.

Die Corporate Governance wird leiden. Was geschieht mit den Fondsmanagern und Analysten, die früher als Freunde des Hauses bei Unternehmen ein- und ausgegangen sind,

heute aber dem Computer Platz machen müssen? Was passiert, wenn dieser analysiert, extrapoliert, massenweise kauft und verkauft? Wer will den Schaden begrenzen, die Katastrophe verhindern, wenn künstliche Intelligenz schneller handelt, als der Mensch denken kann?

Es ist höchste Zeit, dass sich unsere nationalen Banken an ihre goldenen Regeln erinnern: gleiche Behandlung aller Kunden. Gleicher Zugang zu Informationen für alle. Und für alle zur gleichen Zeit. An ihnen liegt es, sicherzustellen, dass die Computer keinen Wissensvorsprung erhalten. Sie sollen die entsprechenden Grundlagen definieren, bevor es die Politiker tun. Sprich, bevor es zu spät ist.



**Peter Marti** ist Experte für datengetriebenes Marketing und Inhaber von Marti Communications AG in Zürich.

# Assad, Retter Syriens

Seit Jahren kultivieren Medien ein Bild von Syriens Präsident Baschar al-Assad als Giftgasmörder und Schlächter seines Volkes. Sein Sturz schien bloss eine Frage der Zeit. Doch der Erbdiktator hat sich an der Macht behauptet. Wie hat er das geschafft? *Von Helmut Scheben*

Der Anfang der Geschichte war Stoff für People-Magazine und die Hochglanzfotos der Fashion-Blätter: Das elegante Präsidentenpaar Baschar und Asma al-Assad zu Besuch bei Queen Elizabeth oder in trautem Tête-à-Tête mit dem spanischen Königspaar Juan Carlos I. und Sophia. Um die Welt gingen 2001 auch die Fotos aus dem Elysée-Palast, auf denen zu sehen ist, wie ein hochoberer Jacques Chirac dem jungen Baschar den Verdienstorden der Ehrenlegion ans Revers heftet.

Assad war im Juli 2000 Präsident von Syrien geworden und wurde in der arabischen Welt und in Europa als Reform- und Modernisierer gefeiert. An seiner Seite stets die charmante Asma, eine in Grossbritannien aufgewachsene Syrerin aus guter Familie. Sie war Finanzanalystin in der Londoner City und hatte ihn während seiner Ausbildung in London kennengelernt.

## Augenarzt ohne Militärkarriere

Glanz und Gloria dauerten nicht lange. Am 11. September 2001 stürzten in South Manhattan drei Towers des World Trade Centers ein, und die daraus folgende geopolitische Schockwelle erschütterte Syrien und den gesamten Nahen und Mittleren Osten. Baschar al-Assad kritisierte den Einmarsch der USA im Irak und kooperierte nicht mit der «Koalition der Willigen». Syrien landet auf der Liste der Länder, die Präsident George W. Bush als «Schurkenstaaten» klassifiziert. Die USA versuchen seitdem, Assad mit Wirtschaftssanktionen in die Knie zu zwingen.

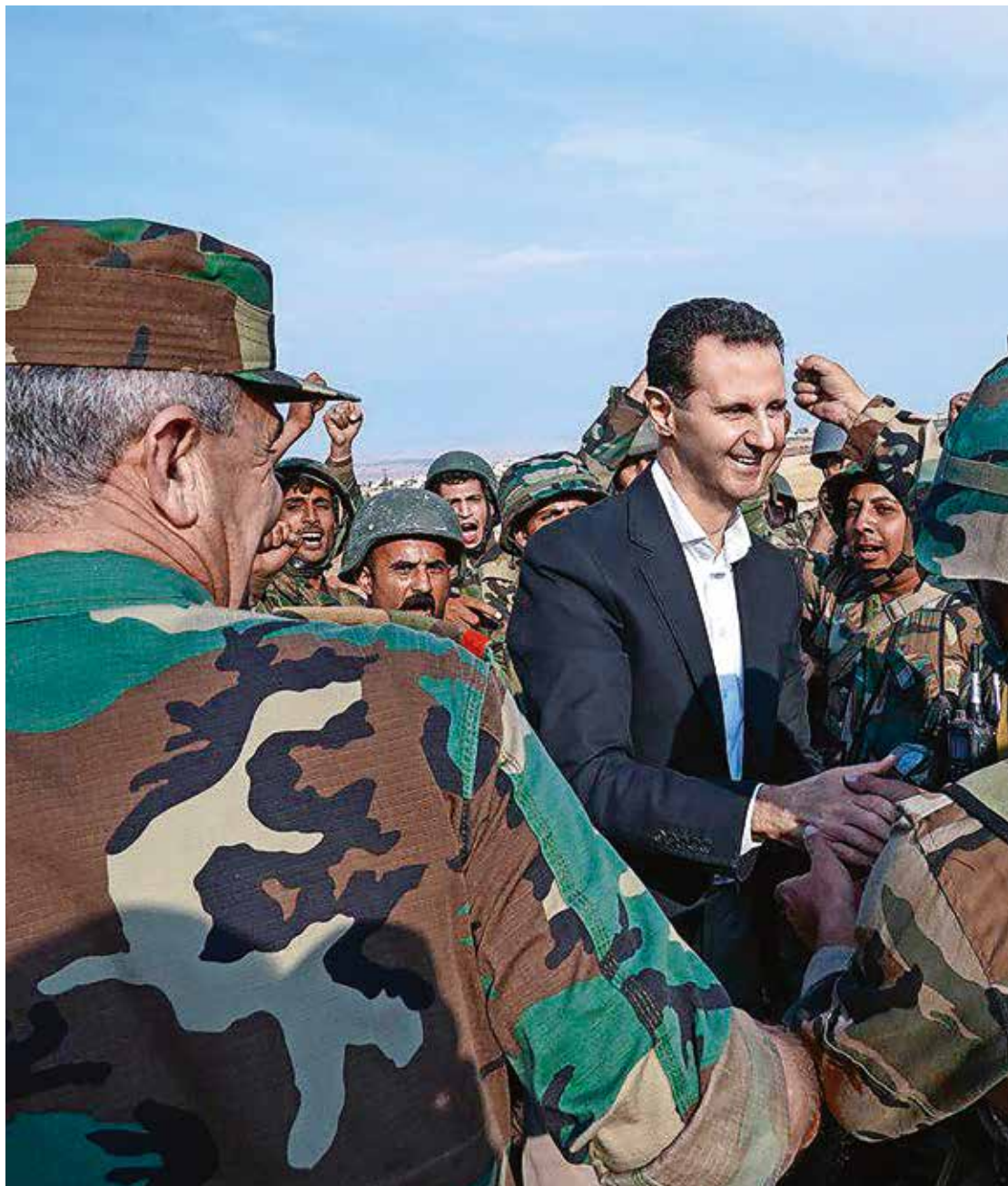
Die Aussenpolitik war nicht das einzige Minenfeld. Baschar hätte nie im Leben daran gedacht, die Regierung seines Landes zu übernehmen. Der junge Medizinstudent interessierte sich für digitale Technik und hatte mit seinem Bruder Basil die «Syrian Computer Society» gegründet. Von seinem Vater sprach er oft nur als dem «Präsidenten Hafis al-Assad». Da prallten zwei Welten aufeinander: die individuelle Freiheit im urbanen London und die Normen der arabischen Clanhierarchie.

Als Basil 1994 bei einem Autounfall stirbt, kehrt Baschar zurück nach Damaskus und wird als Nachfolger seines Vaters aufgebaut. Er erbt den seit langem schwelenden Konflikt mit den Muslimbrüdern, deren Aufstand 1982 brutal niedergeschlagen worden war. Baschar übernimmt das Ruder in einem Staat, der von seinem Vater Hafis mit despotischer Härte geführt wurde. Die Verfassung definiert eine

säkulare arabische Republik mit gleichen Rechten für alle, ohne Ansehen von Ethnie oder Religion. Aber die Macht liegt de facto in den Händen des alevitischen Assad-Clans und der Baath-Partei. Polizei und Geheimdienste sind es gewohnt, hart gegen Oppositionelle durchzugreifen. Da kommt nun ein junger Augenarzt aus London, der nicht einmal eine Militärkarriere vorzuweisen hat, und soll dieses Land und seine Armee führen.

Der Konflikt mit den USA ist unvermeidlich. Vater Assad hatte stets betont, dass die israel-

ische Besetzung der syrischen Golanhöhen völkerrechtswidrig sei. Er beharrte auf der Rückgabe dieses Gebietes und verweigerte einen Friedensvertrag mit Israel. Ausserdem ist Syrien verbündet mit der schiitischen Hisbollah im Libanon und unterhält gute Beziehungen zur Islamischen Republik Iran, beides Todfeinde Israels und der USA. Zudem wird Assad Präsident eines Landes, das seit den Zeiten der Sowjetunion ein enges wirtschaftliches und militärisches Bündnis mit Russland hat. All das sind keine guten Voraussetzungen



*In Wirklichkeit ist er ein guter Mann: Assad mit Armeemitgliedern, 22. Oktober 2019.*

für ein entspanntes Verhältnis zur Nato. Assad steht auf der Abschussliste, und der Countdown läuft. Im März 2011 sollte die Ladung hochgehen.

### Saddam Husseins Hinrichtung

Im Dezember 2006 geht eine verwackelte Videoaufnahme um die Welt: Da steht Saddam Hussein aufrecht mit dem Koran in der Hand und betet, während schwarzvermummte Henker ihm unter vulgären Beschimpfungen

---

«Wenn auch das Volk gegen mich wäre, wie könnte ich in dieser Position verbleiben?»

---

die Schlinge um den Hals legen. Die Bilder von der Hinrichtung des irakischen Präsidenten werden die Historiker wohl dereinst zu den Schlüsseldokumenten des 21. Jahrhunderts



zählen. Sie sind die Zeichen an der Wand, die in der Folge den sunnitischen Aufstand im Irak und das Erstarken von al-Qaida beflügeln.

Assad wusste also, was ihm passieren könnte, wenn er sich dem Willen der USA nicht fügen sollte. Was er damals noch nicht wusste: Die Vorbereitungen für seinen Sturz waren bereits in vollem Gang. US-Botschafter William Roebuck schickte im Dezember 2006 aus Damaskus einen geheimen Bericht nach Washington, in dem er festhält, Syrien sei stabil und Assad habe Reformen eingeleitet. Dann listet er die «Verwundbarkeiten» der Assad-Regierung auf und macht ein Dutzend Vorschläge, was zu tun sei, um Syrien zu destabilisieren. Zum Beispiel, ein Bündnis mit den Kurden zu schliessen, denn die Kurden seien «ein Problem für das Regime», oder das Anheizen eines Konfliktes zwischen Schiiten und Sunniten.

Das Dokument, das später von Wikileaks veröffentlicht wurde (1), liest sich wie das Drehbuch für den Krieg, der im Frühjahr 2011 begann. Alle Vorschläge Roebucks für eine «possible action» wurden von den USA und ihren Verbündeten umgesetzt. Der ehemalige französische Aussenminister Roland Dumas sagte 2013 während einer Debatte im Parlamentsfernsehen LCP, der Angriff auf Syrien mit dem Ziel eines *regime change* sei vom Westen «langfristig geplant worden». Lange vor Kriegsbeginn hätten ihm ranghohe Freunde in London gesagt, man werde «Truppen bewaffnen und nach Syrien schicken» (2).

### Hälfte der Wahrheit wird verschwiegen

Im März 2011 ist es so weit. Im Kontext des Arabischen Frühlings kommt es auch in Syrien zu Massendemonstrationen, die schnell in bewaffnete Zusammenstösse mit Polizei und Armee ausarten. Nach wenigen Wochen wird klar, dass zahlreiche bewaffnete Milizen das Land terrorisieren. Gemeindevorsteher, Soldaten, Ärzte, Leute, die im Verdacht stehen, mit der Assad-Regierung zu sympathisieren, werden bedroht, vertrieben, in vielen Fällen zur Abschreckung auf öffentlichen Plätzen hingerichtet.

Die grossen westlichen Medien erzählen eine völlig andere Geschichte, sie übernehmen die Darstellung der Opposition und der Regierungen in Washington, London, Paris, Berlin. Sie informieren fast ausschliesslich – und grossenteils wahrheitsgemäss – über das brutale Vorgehen der syrischen Sicherheitskräfte. Sie berichten aber nur die eine Hälfte der Wahrheit, die andere Hälfte ignorieren sie weitgehend. Innert kurzer Zeit verfestigt sich durch die Medien die Sichtweise, die lautet: Assad schießt auf sein eigenes Volk, das Volk musste sich bewaffnen und Widerstand leisten.

Im März 2013 interviewt der ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete Jürgen Todenhöfer Assad in Damaskus und fragt ihn, ob er bereit sei zurückzutreten, um das Blutvergiessen zu stoppen, und ob er noch glaube,

eine Mehrheit hinter sich zu haben. Assad antwortet sehr ruhig und bedachtsam: «Wenn ich nicht genug Unterstützung hätte, könnte ich nicht in meinem Amt bleiben. Die USA sind gegen mich, der Westen ist gegen mich, viele regionale Mächte sind gegen mich. Wenn auch das Volk gegen mich wäre, wie könnte ich in dieser Position verbleiben?»

Diese Einschätzung teilten verschiedene EU-Botschafter, Nahostexperten und in Syrien akkreditierte Journalisten, ihre Stimmen gingen jedoch unter im Mainstream, der unter der Parole «Der Diktator ist am Ende und muss weg» die westlichen Medien flächendeckend überflutete.

### Totalitärer Personenkult des Vaters

Im Westen hatte sich die Vorstellung breitgemacht, ein Familienverband, der Assad-Clan, beherrsche das Land diktatorisch und stütze sich dabei auf die kleine religiöse Minderheit der Aleviten. Daher der ständig wiederholte Trugschluss, Assad sei isoliert, weil «das ganze syrische Volk» sich gegen die herrschende Clique erhoben habe.

Sicher dominierten die Aleviten den Sicherheitsapparat seit den Zeiten von Hafis al-Assad. Sie waren in ihren Ursprüngen arme Bauern, die nicht das Geld hatten, ihre Söhne vom Militärdienst freizukaufen. Ihre Aufstiegsmöglichkeit war die Armee. Die Erinnerung an ihre Herkunft und die Furcht vor Machtverlust ist ihnen in den Genen eingeschrieben. Entsprechend stark ist ihre Loyalität zur Machtelite.

Der Personenkult um den Vater, Hafis al-Assad, war totalitär. Wer heute seine Grabstätte in Qardaha nahe Latakia besucht, der steht vor einem Mausoleum von gigantischen Dimensionen – ein zu Stein erstarrter Führerkult, der den Assad-Staat eindrücklich symbolisiert.

Hafis al-Assad stammte aus einer alevitischen Bauernfamilie. Sein Aufstieg vom Luftwaffenoffizier zum Staatspräsidenten war eine Folge von brutalen Machtkämpfen. Schon bei der gewaltsamen Machtübernahme der Arabischen Sozialistischen Baath-Partei spielte er 1963 eine führende Rolle. Nachdem er 1971 Präsident geworden war, hielt er sich dreissig Jahre lang – gestützt auf Militär und Geheimdienste – an der Macht, indem er alle Gegner, die ihm gefährlich werden konnten, ausschaltete, sowohl Familienmitglieder wie auch Rivalen aus seiner politischen Entourage. Auch für die Nachfolge seines Sohnes liess der Patriarch eine Reihe von Figuren entfernen, die Baschars Position hätten gefährden können.

Sicher hat Baschar al-Assad diesen Machtinstinkt geerbt und verkörpert eine lange Tradition von Gewalt und Führerkult. «Ein Präsident läuft nicht vor Herausforderungen davon», sagte er 2013 im Interview mit Todenhöfer. Und das will heissen: Ein Assad läuft nicht davon, wenn seine Macht bedroht wird. Es wäre aber eine Fehleinschätzung, das

Comeback Baschar Assads mit seinem Machtinstinkt zu erklären. Er hat von Anfang an versucht, sich vom alten Syrien seines Vaters zu distanzieren. Er steht für das moderne, urbane Syrien, das Syrien der Computer und Mobiltelefone, deren Funktion er während des ganzen Krieges nie unterbrechen liess. Assad steht für eine Bevölkerung mit hohem Bildungsgrad, er steht für das Damaskus des westlichen Lebensstils, das Damaskus der unverschleierten Mädchen in High Heels, der Universitätsstudentinnen, ein Damaskus, wo das Leben im Zentrum während des ganzen Kriegs völlig normal weiterlief. Assad ist der Garant für ein Syrien der Privatbanken und des Unternehmertums. Als die «Rebellen» in Ost-Aleppo ganze Fabriken der Textilindustrie abräumten und in die Türkei verkauften, trug das nicht zu ihrer Vertrauenswürdigkeit in der syrischen Bevölkerung bei.

### Modernes Damaskus

Baschar al-Assad konnte sich halten, weil er der Mittelklasse den Teufel des Dschihadismus an die Wand malte: Wollt ihr Assad und ein modernes Syrien mit grösseren individuellen Freiheiten, oder wollt ihr die verschleierten Frauen und den Koran der Dschihadisten? Und er konnte sich halten, weil auch der ungebildetste Schafhirte in der Lage ist, zu erkennen, dass die Interventionen des Westens in Afghanistan, im Irak, in Libyen nichts anderes hervorbrachten als gescheiterte Staaten.

Von Millionen von Flüchtlingen war stets die Rede – die naheliegende Frage, was eigentlich jene zwanzig Millionen Syrerinnen und Syrer dachten, die im Land geblieben waren, wurde in unseren Medien kaum gestellt. Sicher sind sie nicht alle Assad-Sympathisanten, aber eine autoritäre Regierung ist ihnen lieber als die radikalislamische Gesellschaftsordnung, die sie bei einem Sieg der «Rebellen» befürchten mussten. Das gilt für die meisten, seien sie nun Drusen, Turkmenen, Tscherkessen, Kurden, sunnitische, schiitische oder christliche Araber.

Das System Assad funktioniert nicht nur auf der Basis von ethnischen Loyalitäten. Syrien ist, vor allem in den grossen Städten, längst eine multikulturelle Gesellschaft geworden, in der das Geschäft meist mehr zählt als die Ethnie. Vor dem Krieg wurden Orientalisten an europäischen Universitäten nicht müde, hervorzuheben, dass es kein Land in der Region gebe, in dem so viele verschiedene Völker vorbildlich zusammenlebten.

Die syrische Regierung stützt sich auf ein weitverzweigtes Netzwerk von Unternehmern, Händlern, Gewerbetreibenden verschiedener kultureller Herkunft. Sie alle profitieren von ihrer Zugehörigkeit zur Baath-Partei, welche eine überkonfessionelle Doktrin vertritt. Sei es eine Pharmafirma, ein Telekom-Provider, ein Taxi-Unternehmen oder ein Spital: Sie alle leiden nicht unter der Assad-Regierung, sondern



Da prallten zwei Welten aufeinander: Baschar al-Assad (r.) mit Eltern und Geschwister, 1974.

unter den Wirtschaftssanktionen, die von den USA seit 2003 über den «Schurkenstaat Syrien» verhängt wurden. Sie haben syrische Firmen reihenweise in den Konkurs getrieben und die Arbeitslosigkeit dramatisch erhöht.

Der Deal zwischen Assad und der sunnitischen Mittelschicht ist einfach: Sie kann ihren Geschäften nachgehen, und im Gegenzug stellt sie nicht die Machtfrage. Denn dazu ist sie gleichwohl zu schwach. Die Mittelschicht ist in allen arabischen Ländern weitaus kleiner als in den Industrieländern.

### Wer verübt die Giftgasanschläge?

Im August 2013 werden in Ghuta, einem Aussenbezirk von Damaskus, mehrere hundert Menschen durch einen Anschlag mit dem Nervengas Sarin getötet. US-Aussenminister John Kerry beschuldigt unverzüglich die syri-

### «Im Fall von Syrien wird in Washington genauso gelogen wie im Fall des Irak.»

sche Regierung, obwohl die Beweislage unklar ist. Im Frühjahr 2016 sagte mir Ray McGovern, ein ehemaliger hochdekoriertes Top-Analyst des CIA: «Im Fall von Syrien wird in Washington genauso gelogen wie im Fall des Irak.»

McGovern ist mit seinen Freunden, vierzig ehemaligen hochrangigen Mitarbeitern der sechzehn amerikanischen Geheimdienste zu dem Schluss gekommen, die Aufständischen verübten Giftgasanschläge, um sie der syrischen Regierung in die Schuhe zu schieben und eine Intervention der USA zu erreichen. Amerikanische Waffenexperten und Investigativjournalisten wie Seymour Hersh kamen zu dem

gleichen Ergebnis. Die grossen westlichen Medien ignorieren dies weitgehend. Der *Tages-Anzeiger* zum Beispiel lehnte einen Artikel über McGovern mit der Begründung ab, dieser habe «schon mal ein Interview im russischen Fernsehen gegeben».

Baschar al-Assad wurde seit August 2013 in den westlichen Medien routinemässig als «Giftgasmörder» bezeichnet. Er wusste spätestens seit Ghuta, dass er keine Chance hatte, die Schlacht um die internationale öffentliche Meinung gegen eine gigantische Medienmaschine zu gewinnen. Und er musste davon ausgehen, dass er es mit einem direkten militärischen Angriff der USA zu tun bekommen würde, wenn Hillary Clinton Nachfolgerin von Obama werden sollte. Es war wohl spätestens zu diesem Zeitpunkt, dass er sich entschloss, das verbündete Russland um Hilfe zu bitten.

### Wende in Ost-Aleppo

Die *New York Times* berichtete 2013, dass bereits mehr als tausend Milizen in Syrien kämpften. Mehr als zwei Drittel von ihnen wurden als islamistische Extremisten eingestuft. Saudi-Arabien und Katar hatten Syrien mit Kampfmateriale geflutet. In der Türkei und in Jordanien hatten die Aufständischen entlang der syrischen Grenze ein umfassendes Nachschub- und Versorgungsnetz aufgebaut.

Über weite Teile im Norden, im Süden und im Osten von Syrien hatte die Regierung die Kontrolle verloren. In grossen Städten wie Damaskus, Homs, Hama und Aleppo hatten die Aufständischen die Aussenquartiere eingenommen.

Die syrische Armee konnte zwar Homs, die Hauptstadt der Rebellen, 2014 zurückerobern,

indem sie ganze Stadtviertel in Schutt und Asche legte. Assad stand jedoch zu dieser Zeit vor der Niederlage. Die syrischen Truppen erhielten Unterstützung von iranischen Eliteeinheiten und libanesischen Hisbollah-Milizen, doch hätte Russland nicht Ende 2015 eingegriffen, so hätte Assad den Krieg verloren.

Der russische Aussenminister Sergei Lawrow sagte Anfang 2016: «Wir sind uns sicher, dass es die richtige Entscheidung war, der Bitte der rechtmässigen syrischen Regierung um Hilfe zu entsprechen. Die Hauptstadt dieses Uno-Mitglieds wäre ansonsten innerhalb von zwei, drei Wochen in die Hände der Terroristen gefallen.»

Die Russen mit ihrer hochentwickelten Luftaufklärung waren in der Lage, Kommandozentralen, Waffendepots und Nachschubwege zielgenau auszuschalten. Russische Piloten flogen zeitweise mehr als hundert Luftangriffe pro Tag. Artilleriefeuer und Luftbombardierungen liessen vielerorts keinen Stein auf dem anderen.

Als Wendepunkt im Syrienkrieg ist die Einnahme von Ost-Aleppo anzusehen. Dort kam es Ende 2016 zu einem Waffenstillstand und zu einem geordneten Rückzug der Aufständischen unter der Kontrolle russischer Militärpolizei. Die meisten Kombattanten und ihre Familien wurden mit Bussen in die Provinz Idlib transportiert.

Der Krieg im Norden und Osten Syriens ging jedoch weiter und wurde zunehmend chaotischer, als US-amerikanische Truppen ohne Uno-Mandat zusammen mit kurdischen Einheiten gegen Bastionen des Islamischen Staates vorgingen. Die USA und Russland informierten sich jedoch gegenseitig über ihre Operationen, um ungewollte Zusammenstösse zu vermeiden.

Die Türkei lancierte ab dem Frühjahr 2018 Angriffe, um zu verhindern, dass die Kurden auf syrischem Gebiet entlang der türkischen Grenze ein autonomes Gebiet etablieren. Dieses Ziel hat Erdogan erreicht, nachdem Präsident Trump im Oktober 2019 den Rückzug der US-Truppen aus Syrien beschlossen hatte. US-Truppen halten aber nach wie vor Ölquellen im Osten Syriens unter ihrer Kontrolle.

### Unbestrittener Präsident

Wer nach Syrien reist mit den Bildern und Informationen im Kopf, die westliche Zeitungen und Nachrichtensender vermitteln, wähnt sich im falschen Film. Die Wahrnehmung des Konfliktes ist im Land selbst eine völlig andere. Auf allen Plätzen in den Ortschaften hängen grosse Fotos der vielen gefallenen Soldaten. Ich habe in neun Kriegsjahren in unseren Medien kein einziges Interview mit der Familie eines gefallenen syrischen Soldaten gesehen, gehört oder gelesen, hingegen Hunderte Berichte über

das Leiden der «Rebellen» und ihrer Sympathisanten.

Bei meinem Syrien-Besuch im Herbst 2018 konnte ich mit zahlreichen Leuten quer durch die Gesellschaft sprechen, vom Olivenfarmer über Studenten bis hin zu Lehrerinnen, Parlamentarierinnen oder zufälligen Passanten auf der Strasse. Die syrische Bevölkerung ist in ihrer grossen Mehrheit überzeugt, dass Assad das Land gerettet hat.

Die Leute sind empört über die Dämonisierung ihres Präsidenten im Westen. Eine Mehrheit würde unterschreiben, was die katholische Ordensschwester Anna Maria Scarzello vom Ospedale Italiano in Damaskus sagte: «Über Syrien erzählt man grosse Lügen. Man hat dem Präsidenten die Verantwortung für den Krieg unterschieben wollen und ihn als einen schlechten Menschen dargestellt. In Wirklichkeit ist er ein guter Mann.»

Der Westen und seine Verbündeten am Golf finanzierten und bewaffneten Kampfeinheiten und schickten sie nach Syrien, um den «Schlichter von Damaskus» zu stürzen. Westliche Geostrategen sahen die Kriegsbeute Syrien bereits aufgeteilt. Neun Jahre später liegen weite Landesteile in Schutt und Asche, und Baschar al-Assad ist der unbestrittene Präsident einer souveränen Republik Syrien. Man kann sich fragen, welches das nächste Demokratisierungsprojekt des Westens sein wird. ○

**BERUFS MESSE ZÜRICH**

Zukunft? 🤖 Lehre! 🙌

**Berufsmesse, Bewerbungscampus, Fotoshooting, Berufswahltest und vieles mehr**

**19. bis 23. November 2019 | Messe Zürich**  
**www.berufsmessezuerich.ch | Eintritt kostenlos**

Hauptsponsorin: **Zürcher Kantonalbank**

Unterstützt durch: **Kanton Zürich Bildungsdirektion Berufsbildungsfonds**

Schweizerische Eidgenossenschaft  
Confédération suisse  
Confederazione Svizzera  
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement für  
Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF  
Staatssekretariat für Bildung,  
Forschung und Innovation SBI

Veranstalter: **KGV**  
KMU- und  
GEWERBEVERBAND  
KANTON ZÜRICH

**M.CH**

# Captain Weltuntergang

Carola Rackete hat sich von der Seenot-Retterin zur Ikone der Klimajugend gewandelt. In einem Buch beschwört sie das nahende Ende herauf: Nur die Öffnung der Grenzen und die Überwindung des Kapitalismus könnten die Menschheit noch retten. *Von Alex Baur*

Zimperlich war sie noch nie, die 31-jährige Nautikerin aus dem niedersächsischen Hammbühren. Weltbekannt wurde Carola Rackete im letzten Juni, als sie mit dem Schiff «Sea-Watch 3» eine Sperre zum Hafen auf der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa durchbrach und ein Polizeiboot rammte, um vierzig Migranten aus Afrika an Land zu bringen. Vier Monate später legt Captain Rackete nach mit einem Buch: «Handeln statt hoffen – Aufruf an die letzte Generation». Menschen retten reicht nicht mehr. Jetzt muss die Menschheit gerettet werden. Und zwar subito.

Racketes Metamorphose von der Samariterin zur Prophetin fand bereits im letzten August statt, als sie sich an die französische Atlantikküste zurückzog, um ihre Botschaft niederzuschreiben. Im September führte sie die Protestmärsche von Extinction Rebellion gegen den Kohleabbau im Hambacher Forst an. Danach ging es gleich weiter mit den Klimablockaden in Berlin. Und nun also die Promotion-Tournee für den «Aufruf an die letzte Generation», die Rackete sogar in die Schweiz führt.

## «Der zivile Gehorsam ist das Problem»

Extinction Rebellion, kurz XR, heisst auf Deutsch nicht weniger als «Rebellion gegen das Aussterben», den Weltuntergang. «Sogar im besten Fall», verkündet Rackete in ihrem Buch, werden in den kommenden Jahrzehnten wegen des Klimawandels «Hunderte Millionen von Menschen von Ernährungsunsicherheit, erzwungener Migration, Krankheit und Tod bedroht sein». Bis zum Ende des Jahrhunderts droht «im schlimmsten Fall» der globale Öko-Kollaps, «alle Menschen sterben». Sozusagen als Kompromiss bieten die Experten noch eine dritte Variante an: «Es sterben sechs Milliarden Menschen, und nur eine Milliarde kann an den Polen weiterleben.»

Schuld an der wissenschaftlich erhärteten Apokalypse ist, man hat es geahnt, allein der weisse Mann in seiner grenzenlosen Gier. Wie Kriegsverbrecher müsste man die Firmenbosse vor Gericht stellen, wegen «Ökozids», eigentlich noch schlimmer als ein «Genozid», der ja bloss ein Volk und nicht gleich die ganze Menschheit ermorden will. Auf der anderen Seite stehen die «Indigenen», die Urvölker. Sie allein leben im Einklang mit der unverdorbenen Natur und schützen «achtzig Prozent der weltweiten Biodiversität». Sie leiden am meisten unter den «Auswirkungen des Ökozids».



Frontalangriff auf die EU und ihre Institutionen: Nautikerin Rackete, 31.

Doch gefangen in ihrem *ecological grief*, einer Art Öko-Depression, sind sie nicht in der Lage, das Steuer selber herumzureissen. Dazu braucht es mutige Kapitäne wie Carola Rackete.

Rackete setzt alle Hoffnung in die «letzte Generation», also die Jungen von heute, die den auf Ende des Jahrhunderts geplanten Weltuntergang noch erleben könnten. Sie sollen ihren Eltern Respekt vor der Natur beibringen. Doch mit gutem Zureden allein funktioniert das nicht. Die Welt, das ganze System, muss von den Wurzeln her neu erfunden werden. Wie das genau funktionieren soll, bleibt diffus. Es hat irgendwie mit Solidarität, Umverteilung und Konsumverzicht zu tun. Mit Ökosteuern, Ökovorschriften und Fördergeldern ist der radikale Wan-

del nicht zu schaffen. Die Rationierung von Ressourcen mit strikten Kontrollen ist angesagt. Die institutionelle Demokratie mit ihren Politikern, welche die Interessen der herrschenden Klasse vertreten, steht in Anbetracht des Notstands zur Disposition. «Rebellion ist gerechtfertigt», predigte einst Mao. «Der zivile Gehorsam ist das Problem, nicht der zivile Ungehorsam», doppelt jetzt Rackete nach.

Endzeitpropheten gab es schon immer. Sie verschwanden in der Regel so unvermittelt, wie sie aufgetaucht waren. Wirklich alarmierend ist die devote Kritiklosigkeit, mit der Carola Racketes apokalyptische Beschwörungen in weiten Kreisen aufgesogen werden. Journalisten pilgern mit der Eisenbahn durch halb



Europa für eine Audienz beim XR-Superstar, der grundsätzlich keine fliegenden Reporter empfängt. Widerrede findet man selten. Das EU-Parlament in Brüssel empfing die mit der Médaille de la Ville de Paris und anderen offiziellen Huldigungen geschmückte Aktivistin Anfang Oktober mit Standing Ovations. Und das ist doch verwunderlich, wenn man sich vor Augen hält, dass Racketes Blitzkarriere mit einem Frontalangriff auf die EU und ihre Institutionen begann.

Carola Rackete ist in einer mittelständischen Familie in einem mittelprächtigen deutschen Dorf aufgewachsen. Sie kletterte gerne auf Bäume, wie wir in ihrer Kurzbiografie erfahren, ansonsten vertrieb sie sich in ihrer Jugend die Zeit am liebsten mit Onlinegames. Nach dem Gymnasium absolvierte sie eine zweijährige Ausbildung als Nautikerin, mit Praktikum auf einem Containerschiff, weil es sich halt gerade anbot. So kam sie in jungen Jahren weit in der Welt herum. In Patagonien entdeckte sie den Reiz der Natur. Bei mehreren Einsätzen für Greenpeace und auf Forschungsschiffen will sie in arktischen Sphären ihre Leidenschaft für das vom Klimawandel bedrohte ewige Eis entdeckt haben.

### Gefährliche Reise

Ab 2016 kam Rackete sporadisch auf Rettungsschiffen der deutschen NGO Sea-Watch vor der libyschen Küste zum Einsatz. Es war das Jahr, als das Schleppergeschäft im zentralen Mittelmeer alle Rekorde brach. 181 436 Migranten schafften es von Libyen nach Italien, 4578 Menschen fanden dabei den Tod. Erstmals wurde nun auch Kritik an den Seenotrettern aus Europa laut, die immer näher vor der libyschen Küste kreuzten. Sie waren Teil eines mörderischen Geschäfts.

Die Retter, deren Schiffe von den libyschen Schleppern dank GPS-Tracking einfach anzupeilen waren, provozierten nachgerade zu lebensgefährlichen Praktiken. Die Menschenhändler verfrachteten immer mehr Migranten auf immer schlechtere Schlauchboote, sie gaben ihnen gerade genug Treibstoff mit, auf dass sie es knapp bis zu den NGO-Schiffen schafften. Die provozierte Seenot wurde Teil eines zynischen Rituals. Die Rettungsschiffe nahmen den Schleppern die Überfahrt nach Italien ab, also den teuersten und schwierigsten Teil des Geschäfts, gratis und franko.

Die privaten Seenotretter erlaubten es den Schleppern, ihre menschliche Fracht auch während der Wintermonate bei rauer See auf die gefährliche Reise zu schicken. Allein im November 2016 ertranken 718 Menschen. Das Massensterben und der Migrationsdruck veranlassten die damalige Regierung – notabene noch unter dem linksliberalen Premier Paolo Gentiloni und dem vormals kommunistischen Innenminister Marco Minniti –, mit Libyen einen Pakt zu schliessen.

Die libysche Küstenwache erhielt von Italien und der EU finanzielle und logistische Unterstützung. Auf einem 70 nautische Meilen (rund 130 Kilometer) breiten Streifen vor der Küste war nun Libyen für die Bergung zuständig. Das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) sollte die auf dem Meer abgefangenen Migranten in den libyschen Häfen registrieren und nach Möglichkeit in ihre Heimat zurückschaffen. In Härtefällen – etwa wenn sie nahe Verwandte dort haben – werden die in Libyengestrandeten Migranten nach Europa ausgeflogen. Darüber wurde allerdings kaum berichtet. Die Meldungen über Misshandlungen in Auffangslagern hielten dagegen an.

Die Schlepperei auf der zentralen Mittelmeerroute brach in der Folge zusammen. 2018 schafften gerade noch 23 370 Migranten die Überfahrt, 38 000 wurden von der libyschen Küstenwache abgefangen, 1311 Menschen ertranken. Im laufenden Jahr wurden bislang knapp 10 000 erfolgreiche Überfahrten und 900 Tote registriert. Mit den Schleppern zogen sich auch die meisten NGO-Retter zurück. Die in den Niederlanden registrierte «Sea-Watch 3» gehört zu den wenigen, die geblieben sind.

Die deutsche NGO Sea-Watch lehnt die Rückführungen nach Afrika grundsätzlich ab und versuchte der libyschen Küstenwache systematisch zuvorzukommen. Dabei kam es immer wieder zu kritischen Begegnungen. Am 6. November 2017 forderte die Crew der «Sea-Watch 3» die libysche Küstenwache auf, ihr Schiffbrüchige zu übergeben, die diese bereits an Bord genommen hatte. Mehrere Gerettete sprangen in der Folge ins Wasser. Einige schafften es zum deutschen Rettungsschiff, mindestens fünf Migranten starben beim Tumult («Tödliche Hilfe», *Weltwoche* Nr. 48/17).

Als Carola Rackete im letzten Juni mit der «Sea-Watch 3» von Sizilien in Richtung Libyen losfuhr, wusste sie, dass ihrer Mission «wahrscheinlich eine Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft folgen würde». Wie es der Zufall wollte, stiess die «Sea-Watch 3» bereits am dritten Tag der Mission 47 Meilen vor der libyschen Küste auf ein Schlauchboot mit 53 Migranten an Bord. Zufällig befand sich auch die libysche Küstenwache gerade auf dem Weg zur Rettung. Doch die Deutschen kamen ihr zuvor. Und zufälligerweise waren auch zwei eingebettete deutsche TV-Journalisten mit an Bord, die alles für die Nachwelt dokumentierten, natürlich aus der Perspektive von Sea-Watch.

Man kann sich natürlich auch fragen, ob das alles wirklich so zufällig passierte. In Italien stehen NGOs wie Sea-Watch schon lange unter dem Verdacht, mit den libyschen Schleppern zu kooperieren. Belastbare Beweise gibt es nicht, Sea-Watch hat den Vorwurf stets vehement zurückgewiesen. Gerade die Filmdokumentation zeigt allerdings in unverhohlener



«No fuckin' way!»: «Sea-Watch 3».

### Die provozierte Seenot wurde Teil eines zynischen Rituals.

Deutlichkeit: Das primäre Ziel der «Sea-Watch 3» war nicht die Rettung von Schiffbrüchigen an sich. In erster Linie ging es darum, die Schiffbrüchigen vor dem Zugriff der libyschen Küstenwache zu bewahren und nach Europa zu bringen. Die Küstenwache forderte Rackete mehrmals auf, die an Bord genommenen Migranten nach Libyen zurückzuführen. Die Deutsche reagierte mit einem höhnischen «No fuckin' way!».

Gemäss Racketes Rechtsauslegung – und das ist die einzige, die sie akzeptiert – lag der nächste sichere Hafen in Italien. Die italienische Regierung verwehrte ihr jedoch die Einfahrt in ihre Hoheitsgewässer, und selbst der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte, den Sea-Watch (nicht zum ersten Mal) dringlich anrief, teilte Racketes Meinung nicht. Also preschte sie mit ihrem Schiff nach einer mehrtägigen Irrfahrt in der Nacht auf den 29. Juni vor laufenden TV-Kameras in den Hafen von Lampedusa. Der Coup machte sie über Nacht zum Weltstar.

### Alle in die EU

Wie gefährlich ist Libyen wirklich? Die Meldungen sind widersprüchlich, die Lage ist kompliziert. Neben 650 000 Gastarbeitern aus der Nachbarschaft, die das dank dem Erdöl relativ reiche Land offenbar allen Kriegswirren zum Trotz nicht verlassen wollen, hat das UNHCR 45 000 Flüchtlinge registriert. Wie viele der Übergriffe in libyschen Lagern auf das Konto der Migranten selber gehen, ist unklar. Gemäss italienischen Medienberichten wurden im letzten September in einem Auffanglager in Messina drei mutmassliche Gewaltverbrecher verhaftet, die zuvor in libyschen Lagern gewütet haben sollen – und die just mit Racketes «Sea-Watch 3» als Flüchtlinge nach Italien gekommen waren.

Doch von derartigen Ungewissheiten lässt sich eine Weltretterin nicht aufhalten. Rackete fordert, gleich alle Migranten aus Libyen in die EU aufzunehmen. Was auch immer die Gründe für die Völkerwanderung sein mögen, das Klima, die Gewalt, die Ausbeutung: Schuldig sind nach ihrer Meinung die Industrieländer. Der Kreis schliesst sich. ○

# Deutschland braucht eine Wende

Dreissig Jahre nach Maueröffnung und Wiedervereinigung ist Deutschland zutiefst gespalten. Die Linke träumt vom Sozialismus und pflegt das Erbe der DDR-Diktatur. Die Bürgerlichen machen sich Sorgen um Freiheit und Demokratie. Die Gefahren der sozialistischen Ideologie bleiben unterschätzt. *Von Hans-Georg Maassen*

Im Jahr 1999 hat der damalige deutsche Bundespräsident Johannes Rau in seiner Fernsehansprache zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls den 9. November 1989 wie folgt gewürdigt: «Der 9. November 1989 ist ein grosser Tag in unserer Geschichte. Er steht für Freiheit, Bürgermut und die Hoffnung auf eine gute Zukunft.» Ich denke, dass wir uns auch heute seiner Bewertung anschliessen können. Den von ihm verwendeten Ausdruck «Bürgermut» möchte ich besonders hervorheben. Ich möchte daran erinnern, dass die «sozialistischen Brüder und Freunde» des SED-Regimes in Peking im Juni 1989 auf dem Platz des Himmlischen Friedens den Mut der chinesischen Bürger durch Panzerkolonnen niederwalzen liessen. Die sogenannte Volkskammer der DDR erklärte sich am 8. Juni 1989 solidarisch mit den chinesischen Gewaltherrschern, öffentlich unterstützt durch DDR-Aussenminister Oskar Fischer, Volksbildungsministerin Margot Honecker oder den stellvertretenden Staatsratsvorsitzenden Egon Krenz. Der Chef der KP China dankte «für die Gefühle brüderlicher Verbundenheit».

Das muss man im Hinterkopf haben, wenn man die Demonstrationen in der DDR im Herbst 1989 würdigen will. Auch eine «chinesische Lösung» schien für einige im DDR-Regime eine Option zu sein. Trotzdem gingen die Menschen auf die Strasse: erst wenige im Juni 1989 gegen die Fälschung des Kommunalwahlergebnisses durch die SED, dann bei der Leipziger Montagsdemonstration am 4. September 1989, dann Hunderte, Tausende, Hunderttausende bei den weiteren Montagsdemonstrationen in Leipzig, Plauen und an vielen Orten der DDR. Es gingen Bürger auf die Strasse, die Angst um ihr Leben und ihre Freiheit hatten. Sie waren es, die das SED-Regime in die Knie zwangen, nicht diejenigen, die es sich unter dem Regime haben gutgehen lassen, die von einem Sozialismus mit Glasnost und Perestroika träumten und die nachher trotz allem Karriere machten.

In Westdeutschland verfolgten wir damals die Ereignisse in der DDR mit grosser Spannung im Fernsehen und in der Presse. Die allermeisten hofften auf eine Befreiung der Deutschen in der DDR vom Sozialismus und auf eine Wiedervereinigung. Für viele Intellektuelle und für Teile der linken politischen Elite waren die Ereignisse im Herbst 1989 in der DDR und der Prozess der deutschen Wiedervereinigung ein Schock. Teilweise betrachtete man die

Führung der SED-Diktatur als Partner auf Augenhöhe und setzte sich für deren Forderungen ein, ja, man liess sich von der SED vor deren Karren spannen. Herzensanliegen der Parteiführung waren die Anerkennung der DDR-Staatsangehörigkeit und damit die Aufgabe einer einheitlichen deutschen Staatsangehörigkeit sowie die Abschaffung der Zentralen Beweismittel- und Dokumentationsstelle für Menschenrechtsverletzungen des SED-Regimes in Salzgitter.

Noch im Jahr des Mauerfalls besuchte der damalige schleswig-holsteinische Ministerpräsident und zwischenzeitliche SPD-Vorsitzende Björn Engholm Ostberlin und sagte Honecker zu, sich für diese Herzenswünsche einzusetzen. Das im Grundgesetz enthaltene Gebot der Wiedervereinigung Deutschlands war auch von der politischen Linken der alten Bundesrepublik aufgegeben worden. Bereits ab Beginn der 1970er Jahre entwickelte sich bei Sozialdemo-

## 70 Prozent der Deutschen sind der Auffassung, dass sie nicht mehr frei ihre Meinung äussern können.

kraten und linken Journalisten und Intellektuellen die Haltung, sich mit dem bestehenden Status quo der zwei deutschen Staaten anzufreunden, die Zweistaatlichkeit sogar für richtig zu halten und dies moralisch damit zu begründen, dass dies eine gerechte Bestrafung für den von Deutschland verursachten Zweiten Weltkrieg sei.

### Schauernd abgewandt

Der ursprünglich parteiübergreifende Konsens in der alten Bundesrepublik, der auch Ausdruck in der Präambel des Grundgesetzes gefunden hatte, dass die Deutschen die Wiedervereinigung ihres Vaterlandes anstrebten, war von der politischen Linken schrittweise aufgegeben worden. Wer sich weiterhin dafür einsetzte, wurde als ewiggestrig, als Kalter Krieger und als Rechter diffamiert. Willy Brandt nannte 1984 die Wiedervereinigung eine «Lebenslüge». Gerhard Schröder sagte im Juni 1989: «Nach vierzig Jahren Bundesrepublik sollte man eine neue Generation in Deutschland nicht über die Chancen einer Wiedervereinigung belügen.» Der spätere SPD-Finanzminister Hans Eichel meinte noch im November 1989: «Diejenigen, die derzeit

von Wiedervereinigung daherreden, haben aus der Geschichte nichts gelernt.» Der Grüne Joschka Fischer forderte noch am 29. Juli 1989, das Wiedervereinigungsgebot aus dem Grundgesetz zu streichen, und sagte im Oktober 1989, als Hunderttausende an den Montagsdemonstrationen teilnahmen: «Vergessen wir die Wiedervereinigung. Halten wir die nächsten zwanzig Jahre die Schnauze darüber.»

Die westdeutschen Intellektuellen und die linken Politiker wandten sich schauernd ab, als die Deutschen in der DDR im Frühjahr 1990 dem Besucher Helmut Kohl zujubelten und riefen: «Wir sind ein Volk!» Das linke Establishment hatte die Wiedervereinigung nicht nur aufgegeben, sondern war auch nicht mehr bereit, für die eigenen Werte der Bundesrepublik zu kämpfen. Aus meiner Sicht ist dies eines der düstersten Kapitel der deutschen Linken und insbesondere der deutschen Sozialdemokratie.

Die entgegenkommende Haltung gegenüber der SED-Diktatur hatte auch eine andere Auswirkung: In der alten Bundesrepublik war man sich der Gefahren durch den Osten teilweise nicht mehr bewusst. Wer glaubte, mit dem SED-Regime auf partnerschaftliche Weise reden zu können, vergass, dass dieses Regime nicht nur Menschenrechte mit Füssen trat, sondern auch die freiheitliche Demokratie des Grundgesetzes mit allen Instrumenten bekämpfte. Dazu gehörten Desinformation, Agitation, Bestechung, Erpressung und auch die Unterstützung der Terrororganisation RAF, um nur einige Beispiele zu nennen. Von den mindestens 2000 DDR-Agenten in der alten Bundesrepublik wurde vermutlich nur ein geringer Teil enttarnt.

### Glaube an die Zukunftsfähigkeit

Wo steht Deutschland jetzt? Ohne den Mauerfall und ohne die dann folgende Wiedervereinigung stünden wir heute woanders, das heutige Deutschland würde anders aussehen. Im Osten wie auch im Westen. Die Vergangenheit ist allerdings oft nicht leicht zu erkennen. Der Mensch neigt dazu, aus der historischen Distanz manches wohlwollend und linear zu sehen. Die Geschichte reduziert sich dann auf einen Erzählstrang, auf ein Narrativ. Der Bürgerrechtler und Organisator der Montagsdemonstrationen in Dresden und heutige Bundestagsabgeordnete Arnold Vaatz sagte kürzlich dazu: «Die Deutungshoheit über den Herbst 1989 haben heute Hobby-Marxisten.»



Erstaunliche Kontinuität zur SED-Diktatur: Kunst an der Berliner Mauer.

Das Narrativ von 1989 ist danach simpel: 1989 war das Jahr der «friedlichen Revolution».

Vor diesem Hintergrund erscheinen mir drei Aspekte aus dem Herbst 1989 wichtig, die nach meinem Eindruck zu wenig Beachtung gefunden haben. Erstens hat die Stasi, jedenfalls im Herbst 1989, nicht vor den Bürgerprotesten kapituliert, sondern mit einem hohen Kräfteinsatz versucht, die Bürgerbewegung auf den Strassen zu kontrollieren und auch die neugegründeten Organisationen und Parteien unter Kontrolle zu halten, indem sie sie mit eigenen Kräften infiltrierte und unterwanderte. Dabei konnte sie sich auch auf die Evangelische Kirche der DDR verlassen, die ein tragender Pfeiler des SED-Regimes war.

Zweitens gab es neben der Widerstandsbewegung oder Protestbewegung der Bürger noch eine zweite Bewegung, die eine Veränderung des DDR-Regimes anstrebte. Es waren Funktionäre wie Hans Modrow und Markus Wolf, die das orthodoxe SED-Regime von Honecker als nicht mehr zukunftsfähig ansahen, die aber an die Zukunftsfähigkeit des Sozialismus glaubten und die DDR im Sinne von Glasnost und Perestroika umgestalten wollten. Diese «Perestroikisten» arbeiteten hinter den Kulissen an einer Absetzung von Honecker und

---

## Die Politik nimmt in wichtigen Themenfeldern die Realität nicht mehr als Realität wahr.

---

einer Neubesetzung der Führungspositionen mit Reformern. Spätestens Ende 1989 sah die Gruppe die Aussichtslosigkeit des Vorhabens ein, hatte aber viele Personen mit erwiesenem oder vermutetem nachrichtendienstlichem Hintergrund in Bürgerrechtsbewegungen in Führungsfunktionen gebracht.

Drittens hatten die westdeutschen Eliten die Gefahren der sozialistischen Ideologie unterschätzt. In der Wiedervereinigungseuphorie gingen sie davon aus, nun sei der Sozialismus besiegt, der Gegner strecke seine Waffen. Es war aus meiner Sicht eine naive Annahme, für die es keinen Grund gab. Rückblickend ist es verwunderlich, dass Anfang der 1990er Jahre kaum jemand öffentlich die Frage stellte, warum so viele zumindest durch eine Tätigkeit für die Stasi, möglicherweise auch für den KGB, nachrichtendienstlich belastete Personen plötzlich in Führungspositionen kamen.

### Gründe für die Beunruhigung

Gewiss, im Osten ist viel erreicht worden. Vergleicht man die maroden Städte von 1987 mit heute, dann ist es uns gelungen, aus verfallener Bausubstanz und maroder Infrastruktur blühende Landschaften zu schaffen, wie Helmut Kohl es in Aussicht gestellt hatte. Auch die wirtschaftliche Situation hat sich in vielerlei Hinsicht wesentlich verbessert. Laut Angaben

der Wissenschaftlichen Dienste des Deutschen Bundestages sind rund 1600 Milliarden Euro in den Osten investiert worden. Zusätzlich erfolgten noch direkte Finanztransfers in Höhe von 560 Milliarden Euro.

Bei meinen Wahlkampfauftritten in Sachsen und in Thüringen bin ich mit vielen Menschen ins Gespräch gekommen, die nicht wegen der wirtschaftlichen Lage, sondern aus anderen Gründen zutiefst beunruhigt sind. Wiederholt wurde gesagt, dass sich das heutige Deutschland schrittweise von dem Deutschland entferne, für das man 1989 demonstriert und das man sich mit der Wiedervereinigung erhofft habe. Mir sagten Menschen in Plauen, in Radebeul, in Suhl, Meiningen und anderswo, dass sie vor dreissig Jahren nicht auf die Strasse gegangen seien, um wieder Sozialismus zu haben. In vielen Augen sah ich Zorn, Wut, Hass und Traurigkeit. An politischen Veranstaltungen in Westdeutschland erlebte ich Ähnliches. Ich möchte zehn Punkte nennen, die mir dreissig Jahre nach dem Mauerfall Sorge um die Stabilität unserer Demokratie und um die Zukunft Deutschlands bereiten und auf die ich auch angesprochen wurde:

**1. Die Meinungsfreiheit** — In breiten Bevölkerungsschichten herrscht der Eindruck, die Meinungsfreiheit sei in Deutschland nicht mehr gewährleistet. Nach der kürzlich veröffentlichten Shell-Jugendstudie, die jährlich erscheint, stimmten 68 Prozent der befragten 2572 Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 12 und 25 Jahren der Aussage zu: In Deutschland darf man nichts Schlechtes über Ausländer sagen, ohne gleich als Rassist beschimpft zu werden. Das Institut für Demoskopie Allensbach kam jüngst in seiner Untersuchung über die «Grenze der Freiheit» zu dem Ergebnis, dass fast zwei Drittel der Befragten finden, man müsse heute sehr aufpassen, zu welchen Themen man sich wie äussere. Nur 23 Prozent sahen das nicht so. Wenn über 70 Prozent der Menschen in Deutschland der Auffassung sind, dass sie nicht mehr frei ihre Meinung äussern können, haben wir ein demokratisches Problem.

**2. Die Medien** — Die Medien sind in einer demokratischen Gesellschaft unverzichtbar für die Meinungsbildung. Die Bürger müssen als Souverän eine wahre Tatsachengrundlage haben, auf der sie ihre politischen Entscheidungen treffen können. Gilbert Chesterton, in Deutschland als Schöpfer der weltbekannten Romanfigur Pater Brown bekannt, war in seinem Heimatland Grossbritannien einer der bekanntesten Journalisten des beginnenden 20. Jahrhunderts. Von ihm stammt der Satz: «Schlimmer als die Zensur der Presse ist die Zensur durch die Presse.» Wir haben in Deutschland ein Medienproblem, eine Vertrauenskrise bezüglich Medien. Viele Men-

schen haben den Eindruck, dass bestimmte Tatsachen von deutschen Medien nicht oder in manipulativer Weise verbreitet werden. Nach Professor Mathias Kepplinger, einem der bekanntesten deutschen Kommunikationsforscher, liegen die Parteipräferenzen deutscher Journalisten zu 36 Prozent bei den Grünen und zu 25 Prozent bei der SPD, aber nur zu 11 Prozent bei CDU/CSU und lediglich zu 6 Prozent bei der FDP. 23 Prozent entfallen auf «Sonstige» oder «ohne Parteineigung». Deutsche Journalisten fühlen sich weit überwiegend linken Parteien nah, während die Verteilung unter den Bürgern anders aussieht. Für private Medien sehe ich dies persönlich nicht als das grösste Problem an. Niemand ist gezwungen, das *Neue Deutschland* oder die *Süddeutsche Zeitung* zu kaufen. Ganz anders ist es beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Er ist zur ausgewogenen und wahrhaftigen Berichterstattung verpflichtet, ist aber in Realität heute weit entfernt von Meinungspluralismus und einer breiten, auf Tatsachen beruhenden Informationsvermittlung.

**3. Meinungsmanipulation** — Vielen Menschen ist erst im Zusammenhang mit dem sogenannten «Framing Manual» der ARD der Ausdruck «Framing» bekannt geworden. Framing bedeutet die Einbettung von Ereignissen und Themen in Deutungsraster, in eine Art Rahmen. Durch die Wahl bestimmter Worte und Zusammenhänge will man beim Adressaten bestimmte Bilder erzeugen. Durch Ausdrücke wie etwa «medienkapitalistische Heuschrecke» für private Fernsehsender im Unterschied zur ARD, die sich als «verlängerter Arm des Bürgers» bezeichnet, sollen moralisch unterlegte Bilder bei Adressaten geschaffen werden. Dieses Framing ist heute in Politik und Medien gang und gäbe.

**4. Politischer Idealismus** — Nach meinem Eindruck nimmt die Politik in einigen wichtigen Themenfeldern die Realität nicht mehr als Realität wahr, sondern lässt sich von Wunschvorstellungen leiten. Es entspricht religiöser Spiritualität, zu glauben, dass Deutschland als grosser Industriestandort Europas nahezu zeitgleich auf Stromerzeugung aus Atomkraft und Kohle verzichten und den Energiebedarf nur durch erneuerbare Energien decken könne. Dies ist bislang noch keinem anderen Industriestaat gelungen. Wenn Politiker nicht mehr fähig sind, Probleme als solche zu identifizieren, werden sie auch nicht in der Lage sein, diese Probleme zu lösen. Sie sind damit Teil des Problems.

**5. Die Moralisierung des Politischen** — Wir erleben derzeit eine Moralisierung des Politischen. Jeder Mensch hat seine eigene, persönliche Moral. Diese hängt von seinem familiären, religiösen oder gesellschaftlichen Hintergrund



**Bürger mobilisieren:** Jurist Maassen.

ab. Als Jurist hat man gelernt, dass das Recht das moralische Minimum ist, auf das sich die Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen individuellen Moralitäten verständigt hat. Man hat sich darauf verständigt, dem anderen nicht seine Moral aufzuzwingen, sondern ein Recht zu akzeptieren, das mitunter sogar der eigenen Moral widerspricht. Heute jedoch ist die Politik durchtränkt von Moral. Politische Vorgänge werden nach moralischen Kategorien gewertet: nach Menschlichkeit, Humanität, Zeichen setzen gegen Hass, gegen das Böse und so weiter. Die Gesellschaft muss wieder zurückfinden zur Herrschaft des Politischen und des Rechts, und die Moral in den Bereich des Privaten zurückverweisen, wo sie hingehört.

**6. Der Rechtsstaat** — Wenn gesagt wird, die sozialistische DDR sei ein Unrechtsstaat gewesen, dann ist das nur teilweise richtig. Sicherlich, für die Zwecke des Sozialismus wurden Menschenrechte missachtet, Menschen wurden weggeschlossen, misshandelt und getötet. Allerdings verstand sich die DDR auch als Rechtsstaat; nur hatte sie ein «alternatives Verständnis» davon. Im Westen versteht man unter Rechtsstaat die Herrschaft des Rechts. Das bedeutet, dass politische Auffassungen, religiöse Überzeugungen oder moralische Vorstellungen nicht über dem Gesetz stehen, sondern sich nach dem Gesetz auszurichten haben. In der DDR bedeutete Rechtsstaat die Herrschaft nicht des, sondern durch das Recht. Das Gesetz diente der Durchsetzung des Sozialismus. Ich habe die Sorge, dass wir auf dem Wege sind, die Herrschaft des Rechts durch eine Herrschaft durch das Recht zu ersetzen, bei dem das Recht so angewandt wird, wie es der moralischen oder politischen Vorstellung der Herrschenden entspricht.

**7. Ausgrenzung der Andersdenkenden** — Rigorosität und Aggressivität des politischen Mainstreams gegenüber Andersdenkenden nehmen meiner Ansicht nach zu. Der politisch Andersdenkende wird nicht mehr als der politische Gegner angesehen, mit dem man eine politische Diskussion führt, den man als Men-

schen und Individuum akzeptiert, sondern er wird wie ein Feind behandelt, dem man das Gespräch verweigert, zu dem kein Kontakt bestehen darf, der ausgegrenzt, stigmatisiert, isoliert und diskreditiert werden darf. Nur in einem totalitären Staat ist nur eine einzige Meinung richtig («Die Partei, die Partei, die hat immer Recht!»), und alle anderen Meinungen sind falsch.

**8. Bildungseinrichtungen** — Ein alter Juraprofessor an der Freien Universität Berlin hatte mir schon vor Jahren gesagt, die deutschen Professoren hätten sich seit je mehr durch ihre intellektuelle Brillanz als durch ihre Zivilcourage ausgezeichnet. Das galt im Kaiserreich, das galt während der beiden deutschen Diktaturen – und wohl heute noch. Ich finde es erschreckend und beschämend, dass die Hoch-

---

## Wir haben in Deutschland ein Medienproblem, eine Vertrauenskrise bezüglich Medien.

---

schullehrrschaft es zulässt, dass Kollegen mit Auffassungen ausserhalb des linken politischen Mainstreams von linksextremistischen Gruppen mundtot gemacht werden und die Universitätsleitungen ihre Hände in Unschuld waschen, während die Betroffenen einem linken Mob alleine gegenüberstehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollten wir im Westen ein Schulwesen, das ideologiefrei ist. In den Gesprächen mit Bürgern höre ich immer wieder die begründete Sorge, dass teilweise in Schulen Ideologie vermittelt wird, ob dies nun die Klima- oder die Flüchtlingspolitik betrifft.

**9. Die Wirtschaft** — Die deutsche Wirtschaft ist in einer schwierigen Situation. Sie fühlt sich in Teilen im Stich gelassen, in Teilen wie der Automobilindustrie steht sie mit dem Rücken zur Wand. Eine grundsätzliche Modernisierung unserer Ökonomie mit Blick auf neue Technologien hat nicht stattgefunden. Deutschlands Industriekraft beruhte bislang auf Innovationen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ich befürchte, die grossartigen Zeiten unserer Industrie könnten bald vorbei sein, weil die profitablen modernen Industrien nicht in Deutschland sind.

**10. Asyl und Sicherheit** — Zur Asylpolitik nur ein paar kurze Gedanken: Sorgen bereitet vielen Menschen die Angst davor, nicht mehr Herr im eigenen Haus zu sein. Dass seit 2012 über zwei Millionen Asylsuchende, vielfach aus islamischen Staaten, nach Deutschland kamen, stellt erhebliche finanzielle und integrationspolitische Herausforderungen dar. Es ist eine Asylpolitik, die Deutschland in Europa weitgehend isoliert und die zur Spaltung Europas beigetragen hat. Kriminalität und Terrorismus

rufen Angst hervor. Allein bei den Tötungsdelikten sind nach der aktuellen Polizeilichen Kriminalstatistik 43 Prozent der Tatverdächtigen Ausländer. Es geht nicht darum, die jeweilige Staatsangehörigkeit an den Pranger zu stellen, sondern darum, die Frage zu stellen, warum diese Straftaten nicht durch ausländerpolitische Massnahmen verhindert wurden. Die Politik weicht der Beantwortung aus.

Nach meinem Eindruck konnten all diese Fehlentwicklungen vor dreissig Jahren und selbst vor zehn Jahren so noch nicht festgestellt werden. Erstaunlich ist für mich, wie unterschiedlich diese Entwicklung in Deutschland von den Menschen wahrgenommen wird. Auf der einen Seite sind diejenigen, die sich zutiefst besorgt fragen, wo wir mit unserer Demokratie angelangt sind und wo das enden soll. Auf der anderen Seite gibt es Leute, die fest an die Richtigkeit dieser Entwicklung glauben, teilweise mit einem Eifer, der sonst religiösen Fanatikern eigen ist. Und dann gibt es die grosse Zahl der Menschen, denen die jetzige Lage schlicht nicht geheuer ist, die aber noch Vertrauen haben, dass die gewählten Politiker das Richtige machen. Deutschland ist heute zutiefst gespalten.

Dreissig Jahre nach dem Mauerfall gibt es wieder Leute, die vom Sozialismus träumen, Enteignungen für richtig halten und die DDR verklären. 1990 und in den Jahren danach wurde oft der Ausdruck «Wendehälse» verwendet. Damit bezeichnete man Personen, die zum SED-Establishment gehörten, es sich in der DDR-Diktatur gutgehen liessen und die nach dem Mauerfall vorgeblich zu Demokraten wurden und weiter Karriere machten. Der Begriff «Wendehals» ist pikant, denn dieser «Vogel Specht» hat folgende Besonderheiten:

1. Er ist parasitär, weil er keine eigenen Brutplätze anlegt, sondern andere nutzt.
2. Er dreht den Kopf nur bei Gefahr; wenn dies vorbei ist, dreht er ihn wieder zurück.

Viele Wendehälse scheinen den Kopf wieder in Richtung Sozialismus zurückzudrehen und sich sehr wohl zu fühlen mit der jetzigen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland. Dreissig Jahre nach dem Mauerfall ist die alte SED, die sich dreimal umbenannt hat, stärkste Kraft in Thüringen und in mehreren Ländern in den Landesregierungen vertreten. Und sie wird in einer unvorstellbaren Art und Weise in der Öffentlichkeit verharmlost. Die SED, die sich heute Die Linke nennt, steht in einer erstaunlichen Kontinuität zur Ideologie und zum Personal der SED-Diktatur. Wir müssen mutiger werden, und wir müssen die Bürger mobilisieren. Wir brauchen wieder mehr Rechtsstaatlichkeit, mehr Demokratie und mehr Freiheit im Sinne des Grundgesetzes und nicht im Sinne des Sozialismus der DDR. Wir brauchen eine Politikwende.

Hans-Georg Maassen war bis November 2018 Präsident des deutschen Bundesamts für Verfassungsschutz.

# Macron will sich ins Spiel bringen

Von Hansrudolf Kamer — Die Nato erleide einen «Hirntod», warnt Emmanuel Macron. Europa müsse endlich militärische Grösse zeigen. Die Geschichte zeigt, dass es ohne die Amerikaner nicht geht.



Verbale Provokation ist ein Gemeinplatz der Politik. In einem Interview vor seinem Besuch in Berlin stellt der junge französische Präsident, Emmanuel Macron, fest, man sehe gegenwärtig den «Hirntod» der Nato, und Europa stehe am Abgrund. Ausserdem hat er, weniger beachtet, die Maastricht-Regeln für den Euro kritisiert. Der Adressat war Berlin, und der Zeitpunkt war das Dreissig-Jahr-Gedenken zum Mauerfall.

«Hirntod» ist ein neues Wort in diesem Zusammenhang. Es meint vermutlich, der Körper funktioniere bestens, nur der Geist verröchle langsam. Es sei Zeit, dass Europa aufwache, sagte Macron. Europa müsse sich strategisch als geopolitische Grösse sehen, weil es sonst die Kontrolle über sein Schicksal verliere.

Das hatten lange vor ihm auch schon andere gesagt – mit wenig Wirkung. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts zeigt, dass es ohne die Amerikaner nicht geht, weil sonst die Europäer selbsterstörerischen Instinkten nachleben. Das spricht an sich für die Bemühungen der Europäischen Union, doch eben nur unter amerikanischer Oberaufsicht in der Nato.

Zweifel an der amerikanischen Zuverlässigkeit gab es immer wieder. Doch nun äussert sich Macron, als ob er den Beweis gefunden hätte: Die Amerikaner wendeten Europa den Rücken zu, wie sich mit dem Rückzug aus Syrien und dem Fallenlassen der kurdischen Alliierten zeige. Ausserdem habe Amerika erstmals einen Präsidenten, der für das europäische Projekt nichts übrig habe.

Trump hat sich tatsächlich wenig positiv über die EU geäussert, doch steht er damit nicht allein. Wer immer gegen französischen Zentralismus im europäischen Gewand auftritt, wird zum Europafeind abgestempelt. Europa ist aber nicht Frankreich, und das «Projekt» kann nicht funktionieren, wenn man so tut, als ob es so sei.

Als grosse Gefahr sieht Macron Europas innere Schwäche – gebeutelt durch den Brexit und politische Instabilität. Die Drei-Prozent-Defizit-Grenze für die Euro-Zone, ein eminentes deutsches Anliegen, nennt er eine Debatte des letzten Jahrhunderts. Europa sei konfrontiert mit dem Aufstieg Chinas und der Hin-

wendung Russlands und der Türkei zu autoritären Regierungsformen.

Diese toxische Mischung, summierte Macron, sei vor fünf Jahren undenkbar gewesen. Vor fünf Jahren? Aber da stöhnte doch Frankreich noch unter Präsident Hollande mit einem Wirtschafts- und Finanzminister namens Macron?

Bei Licht besehen ist es nicht so schlimm, wie Macron vorgibt. Die Europäer sind keine Kurden. Russen und Türken mit ihren starken Männern haben seit je autoritäre Neigungen. Was den Brexit angeht, so haben wenigstens die Deutschen mittlerweile gemerkt, dass man die Briten nicht vergraulen sollte.

Der deutsche Aussenminister Heiko Maas (SPD) konstatierte in seiner Antwort auf Macron offen und simpel, ohne Amerika seien weder Deutschland noch Europa imstande, sich wirkungsvoll zu schützen. Ausserdem warb er erneut für einen europäischen Sicherheitsrat, in dem Grossbritannien vertreten sein müsse, auch nach dem Austritt aus der EU. Die Briten werden noch gebraucht. Das hätte man sich auch früher überlegen können.

Europa ist für Frankreich seit je die Projektionsfläche für nationale Grösse. Mit seinen EU-Initiativen ist Macron bei den Deutschen aber wiederholt aufgelaufen. Er muss auch jetzt konstatieren, dass sich nichts geändert

hat. Nur wenn in Berlin die Regierung ausgetauscht würde und Nato-kritische Parteien wie die Linke mit ans Ruder kämen, wären neue Perspektiven im Spiel. Und der Glaubwürdigkeit seiner eigenen Wirtschaftspolitik erweist er mit Maastricht-Attacken keinen Dienst.

Dass es im transatlantischen Gebälk wieder einmal knirscht, steht ausser Frage. Strategische Autonomie ist das Zauberwort Macrons. Im Dezember 2017 lancierte die EU die Permanent Strukturierte Kooperation (Pesco) mit 25 Mitgliedstaaten ohne Britannien. Man versprach, gemeinsame Rüstungsprojekte zu entwickeln und in sie zu investieren. Letztes Jahr verlangte Macron die Bildung einer «echten europäischen Armee» und erhielt Unterstützung von der deutschen Bundeskanzlerin, die immerhin noch den Zusatz «zur Ergänzung der Nato» anfügte.

## Trump hat Militärausgaben verdoppelt

Die *Grande Armée* gibt es nicht einmal ansatzweise. Doch die Nato erfüllt ihre Pflicht – die Amerikaner wenden sich nicht ab. Nächstes Jahr finden die «Defender»-Manöver in Europa statt, die grössten seit 25 Jahren mit mehr als 37 000 Mann, unter ihnen 20 000, die von den USA nach Europa verlegt werden. Seit Trump Präsident ist, wurden die amerikanischen Ausgaben für die militärische Abschreckung in Europa fast verdoppelt.

Die Forderungen an die Europäer, mehr zu tun, sind so alt wie die Nato. Eigenständigkeit in militärischen Belangen, auch zur eigenen Verteidigung, wäre sicher wünschenswert. Doch dafür bräuchte es zunächst politische Einigkeit, Mut und strategisches Denken – gegenwärtig eher Mangelware, auch in Paris.



Mut ist Mangelware: Präsidenten Macron (l.), Trump.



Brief aus...

## Wien

Österreich steht vor einer international beachteten Zeitenwende, ein europäisches Experiment wird im alpenländischen Mikrokosmos, im politischen Versuchslabor, erprobt: die Beteiligung der doch links aussen verorteten Grünen an einer Bundesregierung mit der bis dato vorgeblich rechtskonservativen Volkspartei. Ja, das ist nun das konkrete Substrat und Zwischenergebnis der Panik-Kampagne von Greta Thunberg, die auch in Österreich den linksgrünen Kräften zum Vorstoss an die Türen der Regierungssäle verholfen hat.

Findet der einstige Star von Europas Konservativen, Sebastian Kurz, von allen Seiten heftig angespornt und applaudiert, seine neue, seine wahre Liebe in der Partei der Klimaretter? Und selbstverständlich gereicht ihm diese überraschende Konstellation zum Ruhm, zumindest bei jenen Eliten, denen er sich auf Gedeih und Verderb für die Zeit nach der Politik schon jetzt ausliefert.

«Basti Fantasti», 33 Lebensjahre jung, weiss sehr wohl, dass ein durchschnittliches politisches Leben nicht mehr bis zum gesetzlichen Pensionsantrittsalter fortgeschrieben werden kann und dass der kluge Mann in guten Zeiten ökonomisch vorbauen sollte. Die Regierungskoalition mit den Freiheitlichen brachte ihm zwar die in Wahlen messbare Zuneigung seiner Landsleute ein, international litt der doch als eitel beschriebene Jungkanzler unter dem Schmutz-Image, das ihn in die Ecke mit den Salvini, Trumps und Orbans rückte. Wer mit spätestens vierzig sein politisches Netzwerk in bares Gold verwandeln möchte, kann sich eine allzu lange Zusammenarbeit mit den «Populisten» nicht erlauben.

Oder was könnten sonst die Motive des wendigen Jungpolitikers sein? Ohrenzeugen berichten, Kurz habe den Wahlerfolg der Ökopartei in einer ersten Reaktion freudig begrüsst. Jetzt haben ÖVP und Grüne nach einer langen Zeit des Beschnuppens formell Regierungsverhandlungen aufgenommen. Was die oberflächlich jubelnden

Medien allerdings ausblenden: Die Wähler der beiden designierten Koalitionsparteien sind faktisch unvereinbar.

Zwischen der Integrations- und Asylpolitik der Parteien liegen programmatische Lichtjahre. In der Sozialpolitik könnte der Unterschied kaum grösser sein. Auch die Wirtschafts- und Infrastrukturpolitik steht im krassen Widerspruch. Die Finanzpolitik der linkspopulistischen Grünen nimmt Anleihe an der sozialistischen Schuldenpolitik der siebziger Jahre, die Konservativen tendierten zum heilig verehrten Nulldefizit. Einzig in der Europapolitik gibt es ungeteilte Zustimmung zwischen den Verhandlern, beide überbieten sich schon fast traditionell in der Hörigkeit gegenüber den Brüsseler Institutionen.

Nicht zuletzt deswegen verliess erst jüngst Jean-Claude Juncker die seinem Amt entsprechend vorgegebene Äquidistanz zu innenpolitischen Vorgängen der EU-Staaten und befürwortete direkt und erfreut den bevorstehenden, auch drohend



*Chamäleon des Obenbleibens:* Kanzler Kurz.

genannten, Regierungseintritt der Grünen in Österreich. Einzig die Wähler bleiben ratlos zurück: Da ist die grüne Klientel, die im türkisen Sebastian Kurz den Gottseibeius einer rechtspopulistischen Politik gesehen hat. Aber auch die Wähler der Österreichischen Volkspartei sind verunsichert, weil ihnen Kurz vor der Wahl doch noch glaubhaft versichert hatte, den erfolgreichen Weg mit den Freiheitlichen fortsetzen zu wollen.

Wer ist der scheinbar allseits kompatible Bundeskanzler Sebastian Kurz? Ein Überzeugungspragmatiker, der am Ende seine Linie durchzieht? Ein Chamäleon des Obenbleibens? Niemand weiss es, aber alle sind gespannt, wie das jüngste Experiment im Versuchslabor der österreichischen Politik ausgeht.

*Gerald Grosz*



## Inside Washington

### Hail, Hail Haley!

Eine Trump-Vertraute verrät, wer gegen den Präsidenten intrigierte.

Schliesst die Türen! Versteckt die Kinder im Keller! «Nikki Haley verkörpert alles, was mit der Republikanischen Partei nicht stimmt!» Die Mainstream-Medien (MSM) ziehen über die einstige Uno-Botschafterin von Präsident Trump her. Nach langem Schweigen bestätigt die Ex-Gouverneurin von South Carolina in ihrem neuen Buch «Bei allem Respekt», dass sie eine zuverlässige Trump-Anhängerin ist. Vor etwas mehr als einem Jahr wetteten die MSM, dass Haley die Drahtzieherin hinter einem «anonymen» Insiderartikel der *New York Times* war. Darin wurde behauptet, dass Staatspatrioten mutig gegen den Möchtegern-Diktator ankämpfen würden. Die Gerüchte über Haleys angeblichen Anti-Trump-Verrat wurden so laut, dass ein Vertrauter des Präsidenten in der *Washington Post* das Gegenteil beteuern musste.

Jetzt ist Haley nicht mehr die «Deep Throat» (Informant in der Watergate-Affäre, die Redaktion) der MSM; die republikanische Konservative nennt sogar lautstark die Namen der wirklichen Anti-Trump-Intriganten.

Sie enthüllt, dass der ehemalige Stabschef des Weissen Hauses, General John Kelly, und der damalige Aussenminister, Rex Tillerson, «mir anvertrauten, dass sie sich nicht einfach dem Präsidenten widersetzen, sie versuchten angeblich vielmehr, das Land zu retten». Tillerson dementiert dies. Haley glaubt auch, dass ihr ehemaliger Chef Trump nicht an dem Gegengeschäft mit dem Präsidenten der Ukraine beteiligt war. Sie sagte in den Fox News: «Wenn Sie das Telefonprotokoll lesen, ist klar, dass der Präsident keine Waffenlieferungen gegen eine politische Schmutzkampagne ausgespielt hat.»

Zyniker spotten, dass die telegene 47-jährige Frau die Trump-Anhänger um sich scharht, um sie für eine Präsidentschaftskandidatur 2024 warmzuhalten. Trump textete derweil seiner Twitter-Gemeinde, dass sie «ihr Exemplar noch heute bestellen sollten. Viel Glück, Nikki!» *Amy Holmes*

# Bröckelndes Steuerkartell

Die reichen OECD-Länder wollen den Steuerkuchen neu unter sich aufteilen. Zu den Verlierern würde die Schweiz zählen. Der Ökonom Clemens Fuest erklärt, warum eine Einigung nicht zu erwarten ist. *Von Beat Gygi*

Was Clemens Fuest irgendwann mitten im Gespräch über Steuern, Verteilungsgerechtigkeit, Monopolunternehmen und Rentier-Kapitalismus sagt, ist elektrisierend: «Ich glaube nicht, dass eine wirklich durchschlagende Kooperation unter den Staaten zustande kommt und dadurch eine international koordinierte Besteuerungsmacht entsteht, die problematisch wäre.» Die Rede ist von der OECD, der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, in deren Rahmen die Industrieländer im Interesse der Staatskassen eine weltweit koordinierte Umpolung der Besteuerung voranzutreiben suchen. Wenn Fuest, Chef des Münchner Wirtschaftsforschungsinstituts Ifo und einer der bekanntesten und einflussreichsten deutschsprachigen Ökonomen, derartige Zweifel an der Macht der forsch auftretenden Organisation formuliert, spitzt man als Schweizer die Ohren.

## Grosse Pläne

Die Schweiz hat die Macht der OECD-Länder ja deutlich zu spüren bekommen: Die umfangreiche Unternehmenssteuerreform bei Bund und Kantonen mit der Abschaffung attraktiver Steuerregeln für ausländische Firmen samt skurriler Verknüpfung mit AHV-Finanzspritzen wurde auf massiven Druck des Auslands hin durchgezogen, denn die OECD hatte für den Fall des Nichtgehorens mit schwarzen Listen gedroht. Pointiert gesagt: Das Kartell der Hochsteuerländer hat die Schweiz zum Abschaffen eines Tiefsteuervorteils gezwungen. Und das war nur das Vorspiel.

Die Organisation wälzt zurzeit grosse Pläne für einen international koordinierten schärferen Zugriff auf Firmengewinne, auch für globale Mindeststeuern, für Digitalsteuern und für eine grundlegende Verschiebung der Besteuerung vom Ort der Produktion und Wertschöpfung hin zum Ort des Verkaufs und Konsums. Länder mit grossen Absatzmärkten und umfangreichen Importen – man nennt sie Marktländer – würden dadurch mehr Macht zur Besteuerung von Firmen auf ihrem Territorium erhalten. Verlieren würden dagegen Länder mit starken Produktions- und Exportindustrien, unter anderem die Schweiz. Pharmaunternehmen etwa müssten dann plötzlich im Ausland Steuern auf ihren dortigen Umsätzen zahlen.



*Gegenbewegung zu den Jahrzehnten des Liberalismus:* Wirtschaftsforscher Fuest.

Aber warum ist Fuest der Meinung, dass die gross angekündigte fiskalische Koordination nicht zustande kommen wird? «Es geht vor allem um einen Verteilungskampf unter den Staaten, um eine Neuverteilung von Besteuerungsrechten» sagt Fuest, Einigkeit sei da schwierig zu erreichen. «Die OECD ist letztlich nur ein Forum, beruht auf Einstimmigkeit, und gerade in der Besteuerungsdebatte zeigt sich, wie schwierig es ist, international zu übergreifenden Lösungen zu kommen», meint er. Er verweist auf ein ganzes Gewirr bestehender Spannungen: In der Frage, wer auf der Welt was besteuern dürfe, machten die sogenannten Marktländer mit ihren grossen Absatzmärkten und vergleichsweise wenigen multinationalen Konzernen nun enormen Druck, sich ein grösseres Stück vom gesamten Steuerkuchen abzuschneiden und den Steuerwettbewerb zu ihren Gunsten zu zähmen und zu regulieren.

Dass so etwas auf Kosten der Schweiz ginge, ist klar, aber das Projekt läuft, wie Fuest darlegt, auch gegen die Interessen grosser Länder wie Deutschland oder Schweden, die eigentlich zum Hochsteuer-Klub gehören und an einem international koordinierten Ausbeuten der Steuerzahler interessiert sind, aber bei einem Regimewechsel zugunsten der Marktländer würden sie Steueraufkommen verlieren. Offensichtlich geht es in der OECD um ein vielschichtigeres Kräfteressen als nur um den Kampf der Hochsteuerländer gegen Niedrigsteuerländer. Aus Schweizer Sicht ist das brisant, denn es scheint, dass das kleine Mitgliedsland in der OECD nicht so wehrlos und allein einer erdrückenden Mehrheit ausgeliefert ist, wie der Bundesrat es jeweils darstellt. Mehr Gegenwehr wäre offenbar möglich.

Jedenfalls gibt es Anzeichen dafür, dass auch andere Parteien Sand ins Getriebe streuen,



und zwar raffiniert. Fuest sagt es so: «Es ist interessant, wie die OECD, die ja im Grunde nur Meinungen bündelt, jetzt ein System hervorbringt oder fördert, das immer dysfunktionaler wird.» Was steckt dahinter? «Man kann die OECD-Steuervorhaben kompliziert oder einfach umsetzen», meint Fuest, «und mein Eindruck ist, dass die traditionellen Industrieländer jetzt einen möglichst komplizierten Weg einzuschlagen versuchen, damit die Verlagerung von Besteuerungsrechten hin zu den grossen Marktländern nicht richtig vorankommt. Sie machen das System derart kompliziert, dass es so aussieht, als würden sie mitziehen und Konzessionen machen, aber in Wirklichkeit geben wenig nach.» Vorgesehen ist im komplexen Modell etwa die Aufspaltung der Gewinne multinationaler Unternehmen in Normalgewinne und «Übergewinne», allenfalls separat nach Geschäftssparten, auch die Zerlegung von Unternehmensgewinnen in regionale Tranchen. All das soll dazu führen, dass die Steuereinnahmen aus Sicht der Initianten «richtiger» über die Staaten verteilt werden.

### Neue Felder der Optimierung

«Da entsteht ein Ausmass an Komplexität, das meiner Ansicht nach nicht zu einem sinnvollen Ergebnis führen kann», meint Fuest. Neben der Steuerhinterziehung will man zunehmend auch die legale Steuervermeidung, das Ausweichen der Firmen, unterbinden. Dieser Schub an neuen komplizierten Regulierungen in der Unternehmensbesteuerung werde eine Welle von Nebenwirkungen auslösen. «Meines Erachtens wird das die Streitanzahl erhöhen und zu mehr Konflikten führen – und gleichzeitig wird das die Unternehmen zur Suche nach neuen Spielarten der Steuerplanung und Steuerausweichung antreiben.» Für Steuerplaner, für die Optimierung und Vermeidung von Steuern in internationalen Unternehmen werden seiner Einschätzung nach ganz neue Felder entstehen.

Fuest betont, dass zuerst die EU selber das Spiel angeheizt habe, nämlich mit dem Vorschlag der Digitalbesteuerung. Für Software und IT sei Europa ja eigentlich ein Marktland, beliefert von US-Technologieriesen, die mit ihren Digitalgeschäften so viel Geld verdienen, dass in der EU die Idee gereift sei, die Umsätze beim Verkauf zu besteuern und so mitzuverdienen. «Das war gefährlich», meint Fuest, «man hat in Europa zuerst versucht, sich auf den Digitalsektor zu beschränken, als man eine Besteuerung digitaler Geschäfte im Verkaufsland forderte. Man wollte verhindern, dass Europas Autofirmen auf ähnliche Weise ihre Umsätze im Ausland versteuern müssten. Aber es war immer klar, dass diese Trennung nicht gelingen kann.»

Dass Steuergerechtigkeit und Steuerwettbewerb heute quer durch alle Länder viel intensiver diskutiert werden als früher, zeigt sich nicht nur an OECD-Kampagnen, sondern auch in den G-20-Vorstössen oder im riesigen Echo auf Studien des französischen Ökonomen Thomas Piketty, der wachsende Ungleichheiten in der Vermögensverteilung kritisiert. Was ist heute anders als früher? Fuest hat die Frage kürzlich in Luzern in seinem Referat im Rahmen der «Reichmuth & Co Lectures», einer von der Bank Reichmuth & Co unterstützten Veranstaltung der Universität Luzern, erörtert und die Besteuerung langfristig im Ländervergleich analysiert. Erster Schluss: Die Anteile der verschiedenen Steuerarten an den

---

### «Es hat eine tektonische Verschiebung in der Auffassung der Einkommensverteilung gegeben.»

---

Staatseinnahmen sind langfristig stabil geblieben, wobei die Ungleichheit der Einkommensverteilung tendenziell zunahm und die Progression für die obersten Einkommensgruppen teilweise nachliess.

Zweiter Schluss: Unter der Oberfläche rumort es, Fuest sagt es so: «Es hat eine tektonische Verschiebung in der Auffassung der Einkommensverteilung gegeben.» Seiner Ansicht nach werden Ungleichheiten heute schärfer kritisiert als früher. Er sieht darin eine weltanschauliche Gegenbewegung zu den Jahrzehnten des Liberalismus nach Reagan und Thatcher. Vor allem seit der Finanzkrise dominiere die Ansicht, der Staat müsse wieder stärker werden, Einkommens- und Vermögensverteilungen seien stärker zu korrigieren.

Wichtig für die öffentliche Haltung gegenüber Ungleichheit ist nach Fuests Einschätzung die Frage, wie das Einkommen zustande kommt: ob durch eigene Anstrengung oder durchs Einnehmen von Renten. «Rentiers-Kapitalismus ist ein aufkommendes Thema», meint er, mit anderen Worten die Frage: «Transformiert sich der Kapitalismus von einer Veranstaltung, bei der die Entlohnung primär auf Leistungsanreize und Leistungsbereitschaft ausgerichtet ist, in eine Rentiers-Gesellschaft, in der Einkommen immer weniger mit Leistung zu tun hat?» Im zweiten Fall scheinen die Hemmungen geringer zu sein, mit staatlicher Umverteilung in die Eigentumsrechte einzugreifen.

Gemeint seien nicht nur klassische Rentiers, die von Erträgen aus geäuferntem Vermögen lebten, auch wenn die Bedeutung von Erbschaften zunehme. Mit dem demografischen Wandel wachse auch die Gruppe, die von erworbenen Rentenansprüchen der Sozialpolitik lebten. Und in der Politik sei *rent-seeking*, also die Suche nach Schutz vor dem Wettbewerb und nach Subventionen, ja das

Kerngeschäft vieler Interessenvertreter. In der Unternehmenswelt seien Veränderungen in ähnlicher Richtung im Gang. Banken, die *too big to fail* seien und implizite Staatsgarantie genossen, zählten heute quasi zum Rentiers-Lager. «In diesem Sinn sehe ich tatsächlich einen Trend in unserer Gesellschaft hin zu einem Rentiers-Kapitalismus», sagt Fuest.

### Viel Geld für wenig Aufwand

Dies umso mehr, als sich selbst in den jüngsten und fittesten Teilen der Wirtschaft ähnliche Anzeichen zeigten. Neue Technologieriesen wie Google oder Facebook hätten derart an Marktmacht gewonnen, dass dies Monopolstellungen nahekomme. Und typisch für Monopolfirmen seien Monopolrenten, die über dem Gewinn lägen, der im harten Wettbewerb erzielbar sei. Konkret heisst das: Technologieriesen, die ein einmal erstelltes Programm dann zu geringsten Grenzkosten milliardenfach kopieren und verkaufen können, erhalten in den Märkten so etwas wie eine Rente: viel Geld für wenig Aufwand. Wenn die Marktländer mit Hilfe der OECD darauf eine Umsatzsteuer erheben wollen, heisst dies im Grunde, dass sie den Rentier nicht einfach gewähren lassen, sondern von ihm für den Zugang zu ihrem Markt eine Eintrittsgebühr verlangen. ○

---



Swiss Russian Forum  
Swiss Russian Chamber of Commerce

### Matrioschka-Gespräch - Zum Kern der Dinge vordringen

**VIKTOR VEKSELBERG,  
GODFATHER OF RUSSIA'S  
SILICON VALLEY.**

---

**Gast: Viktor Vekselberg,  
Vorsitzender des Verwaltungsrates  
der Skolkovo Foundation**

---

**Leitung: Wolfgang Koydl  
freier Journalist und Buchautor**

---

**Switzerland Global Enterprise (SGE),  
Stampfenbachstrasse 85, 8006 Zürich  
Fr. 80.-/Gönner: Eintritt frei**

---

**27. November 2019  
17.30 Uhr: Beginn der Veranstaltung  
Sprache: Englisch  
Apéro**

---

**Information: +41 44 261 19 71  
Anmeldung: info@swissrussianforum.org**

---

**Medienpartner:  
DIE WELTWOCH**



# Wenn der Staat schlau sein will

Seit zwanzig Jahren unternimmt der Bund immer wieder Versuche, mit Partnern Risikokapital in Entwicklungsländern zu investieren. Der Erfolg ist mager. Profitiert hat vor allem die Verwaltung.

Von Rudolf Walser

Der «Bund verspekuliert 23 Millionen in China». Mit dieser Schlagzeile schreckten unlängst einige Zeitungen die Öffentlichkeit auf. Die bundeseigene Entwicklungsfinanzierungsgesellschaft Swiss Investment Fund for Emerging Markets (Sifem) hat als Risikokapitalgeber entweder aufs falsche Pferd gesetzt oder den richtigen Ausstieg aus einem Projekt verpasst. Man fragt sich unweigerlich: Was hat der Bund in China, das selbst als globaler Investor im Hightech-Bereich operiert, zu suchen? Der Fall birgt ein bürokratie- und entwicklungspolitisches Lehrstück darüber, wie sich staatliche Institutionen am Leben halten.

Ihren Anfang nimmt die Geschichte Ende 1995, verborgen hinter einem technokratischen Monsterbegriff: Erneuerung der Kreditrahmen für die wirtschafts- und handelspolitischen Massnahmen zugunsten der Entwicklungsländer. Darin regte der Bundesrat an, die Entwicklungshilfe von Grund auf zu überdenken. Zu diesem Zweck schlug er unter anderem ein neues Instrument zur besseren Mobilisierung von privatem Kapital vor. Nämlich die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Entwicklungsfinanzierung (Swiss Development Finance Corporation – SDFC). Diese wurde im März 1999 mit tatkräftiger Unterstützung der Banken und der Zurich Financial Services Group gegründet, obwohl die übrige Exportwirtschaft der neuen Gesellschaft eher kritisch gegenüberstand. Das Startkapital betrug 55 Millionen Franken und wurde zu 51 Prozent von privaten Investoren und zu 49 Prozent vom Bawi gehalten, dem heutigen Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Nicht beteiligt war die Schweizerische Kreditanstalt – wohl aus Verärgerung darüber, dass die UBS die Führung innehatte und mit Generaldirektor Urs Rinderknecht auch den Verwaltungsratspräsidenten stellte. Nach dem Willen der Bundesbehörden sollte die SDFC auch die bereits bestehenden Beteiligungen des Bawi bei Entwicklungsfinanzierungsgesellschaften übernehmen, aber die Mehrheit der Aktionäre war aus Risikoüberlegungen dagegen.

Schon bald erwiesen sich die Ideen und Erwartungen der Promotoren der SDFC als unrealistisch. Nicht nur die Anzahl der Projekte, sondern auch die Qualität der Investitionen

blieben weit hinter den hochgesteckten Zielen zurück. Deshalb beschlossen die Aktionäre der SDFC, die Aktivitäten Ende 2004 einzustellen. Die Gesellschaft wurde 2008 endgültig liquidiert. Das der SDFC zugrundeliegende Kon-



Monopoly für ehemalige Beamte: Sifem-Projekte.

zept, von der Schweiz aus Eigenkapitalbeteiligungen an privaten KMU in Entwicklungs- und Schwellenländern zu fördern, erwies sich nicht nur als zu anspruchsvoll, sondern auch als viel zu teuer.

## Bürokratie gibt nie auf

Dies wäre auch für die Bundesbehörden der ideale Zeitpunkt gewesen, um aus dieser Art von Entwicklungshilfe auszusteigen. Man hätte die bestehenden Beteiligungen des Bundes an ausländischen Entwicklungsfinanzierungsgesellschaften auf die International Finance Corporation konzentrieren können. Diese Spezialorganisation der Weltbank für die Privatsektorförderung hätte nicht nur viel grössere Erfahrungen auf diesem Gebiet, son-

dern auch *economies of scale*, also Grössenvorteile, in die Waagschale werfen können.

Es zeigte sich jedoch rasch und einmal mehr, dass die staatliche Verwaltung getreu dem Grundprinzip «Macht ohne Risiko» stets bestrebt ist, ihren Einfluss- und Tätigkeitsbereich zu sichern und wenn möglich auszuweiten. Deshalb nahm bereits am 1. Juni 2005 der vom Seco gegründete Swiss Investment Fund for Emerging Markets (Sifem) seine Tätigkeit auf. Er soll das bestehende Portfeuille (rund 230 Millionen Franken) verwalten, das Seco bei neuen Investitionen beraten und in dessen Auftrag in Entwicklungs- und Schwellenländern für selbsttragende Projekte des Privatsektors langfristiges Kapital zur Verfügung stellen. Damit, so der Bundesrat, seien «die Erfahrungen und Lehren aus dem Scheitern der SDFC gezogen worden».

Am 5. März 2010 wurde der Sifem in eine eigenständige Entwicklungsfinanzierungsgesellschaft umgewandelt und mit einem Aktienkapital von 100 Millionen Franken und mit einem unverzinslichen Bundesdarlehen von 374 Millionen Franken ausgestattet. In Zukunft sollte er nach dem Vorbild europäischer Entwicklungsagenturen als revolving-funder Fonds (*revolving fund*) mit eigenem Verwaltungsrat funktionieren, um nachhaltiges und inklusives Wachstum in Entwicklungs- und Schwellenländern zu fördern. 2011 übertrug der Sifem die Geschäftsführung und das Portfoliomanagement an die Investitionsberatungsfirma Obviam mit dem Ziel, die Mobilisierung von privatem Kapital für Co-Investitionen weiter zu professionalisieren, ohne dass dabei Haftungsrisiken für den Bund entstehen.

## Schwer zu durchschauendes Gebilde

Betrachtet man die verschachtelte Struktur des Sifem von aussen, so fallen vor allem drei Aspekte auf: der industriepolitische Ansatz, die schwammigen finanziellen Vorgaben und der personelle Filz in der Führungsstruktur.

Durch die Finanzierung von Einzelunternehmen bestimmter Branchen betreibt der Sifem eine Art Industriepolitik in den Zielländern. Eine solche ist in marktwirtschaftlich verfassten Ländern zu Recht verpönt: Staatliche Organisationen sollten sich nicht anmassen, schlauer zu sein als private Marktteilneh-

mer. Andernfalls führt dies zu einer staatlichen Machbarkeitsillusion. Warum soll es dagegen für unsere Bürokraten möglich sein, in Entwicklungs- und Schwellenländern ex ante zukunftsfähige Unternehmen zu bestimmen? Was produktiv ist, zeigt sich immer erst im Nachhinein. Wäre es anders, dann flösse schon heute reichlich privates Wachstumskapital, und es bräuchte den Sifem gar nicht. Was bereits den privaten Bankern mit der SDFC nicht gelang, soll jetzt der Sifem schaffen.

Dass dies nicht so einfach ist, zeigen die bisher eher mageren finanziellen Ergebnisse, insbesondere die Rückflüsse, die für einen *revolving fund* letztlich die Messlatte sind. Seit 2011 schloss das Betriebsergebnis mit Ausnahme zweier Jahre (2016 und 2017) entweder tiefrot oder ausgeglichen. Zudem musste 2016 das Bundesdarlehen von 374 Millionen Franken in Aktienkapital umgewandelt und dieses noch um weitere 150 Millionen Franken aufgestockt werden. Als Gründe für die eher bescheidenen finanziellen Ergebnisse führen die Sifem-Verantwortlichen immer wieder politische Schwierigkeiten, plötzliche Marktveränderungen, Naturereignisse und so weiter ins Feld. Aus diesen Gründen brauche es einen langen Atem, und zudem müsse man sich «abseits ausgetretener Pfade» bewegen. Das Ganze sei aber gleichwohl ein grosser Erfolg, wie das Seco in einer umfassenden Bilanz 2016 dar-

zulegen versuchte, seien doch seit Arbeitsaufnahme 2005 bis 2015 zusammen mit Partnern 470 000 Stellen erhalten oder geschaffen worden. Das sieht wie ein entwicklungspolitisches Perpetuum mobile aus: Es muss bloss jedes Jahr staatliches Geld in der Höhe von 80 bis 100 Millionen Dollar in vermeintliche Arbeits-

## Die Anzahl der Projekte und die Qualität der Investitionen blieben hinter den hochgesteckten Zielen.

plätze und neue Beschäftigungsmöglichkeiten investiert werden, und schon läuft der Entwicklungsprozess. Die wirtschaftliche und politische Realität in den Förderländern, vor allem in Afrika und Lateinamerika, sieht anders aus.

### Hohe Entschädigung

Schliesslich stechen die personellen Verflechtungen zwischen Seco, Deza, Sifem, Obviam und entwicklungspolitischen NGOs in die Augen. Es erscheinen immer wieder Personen, die einmal bei der einen oder anderen Institution tätig waren oder sind. So leitete Jean-Daniel Gerber zuerst das Seco, um ab 2010 als Verwaltungsratspräsident des Sifem zu wirken, wofür er mit rund 50 000 Franken jährlich entschädigt wurde. Auch sonst trifft

man immer wieder alte Bekannte. Was etwa die ehemalige Regierungsrätin Regine Aepli (SP) befähigt, im Sifem-Verwaltungsrat mitzuwirken, ist nicht unmittelbar einsichtig. Auch sie erhielt eine Entschädigung von 35 000 Franken für fünf bis sechs jährliche Sitzungen. Wie sich das alles mit *good governance* verbinden lässt, fragt man sich verwundert. Die Finanzmarktaufsicht würde wohl einschreiten, gäbe es im privaten Bankensystem ähnliche Verflechtungen.

Da die Auslands- und Entwicklungshilfe im Zusammenhang mit dem neuen Rahmenkredit für die Jahre 2021 bis 2024 zurzeit ohnehin auf dem Prüfstand steht, wäre auch der Zeitpunkt gekommen, die Rolle des Sifem kritisch zu überdenken. Nicht nur steht er eher am Rand der schweizerischen Entwicklungshilfe, sondern er ist auch im Vergleich zu den europäischen Entwicklungsfinanzierungsgesellschaften eher klein, liegt er doch lediglich auf Platz 11 unter 15 Instituten. Die Übung sollte, diesmal wirklich, abgebrochen werden.

Rudolf Walser ist ehemaliger Chefökonom von Economiesuisse.

# Lesestoff!



Jeden Samstag.  
Natürlich auch  
online.

[schweizamwochenende.ch](http://schweizamwochenende.ch)

Unsere Wochenendausgabe: rundum modern und frisch, mit einer Fülle an Lifestyle, Reisetipps und Kultur.



*Auftragsmord, Depression und jede Menge Unterbewusstsein: Schneewittchen mit den sieben Zwergen.*



## Ikone der Woche

# Sex and Crime

Von Thomas Würdehoff

Da werden sich wohl einige Eggheads in der Branche grün und blau ärgern – ausgerechnet Schneewittchen! Diese Plunze von einem Stoff kann es doch nun wirklich nicht sein. Immerhin geht es um den Einstand (alle Mienen werden streng) des Hausherrn. Und der wiegt doppelt schwer, wenn der Intendant auch noch als Regisseur schon ein echter Star ist. Nur als Beispiel: In zwei Wochen wird Martin Kusej am Burgtheater einen fetten Kleist auf die Bühne donnern, nämlich «Die Hermannsschlacht» – echt keine Petitesse! Doch statt sich im Zentralmassiv der Literaturgeschichte umzusehen, stöbert der neue Zürcher Schauspielhauschef Nicolas Stemann, beraten durch seine Tochter, erst mal auf dem notorischen Wühltisch der Bücherfreunde: in den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Dort wird er schnell fündig und entscheidet sich (erinnern Sie sich?) für eine Dame, «so weiss wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen».

Was für ein Schachzug: Die erste Inszenierung des Intendanten wendet sich nicht an die Germanistinnen und Nobelkritiker des deutschen Sprachraums – der Chefkoch bedient zuerst einmal die Kinder vor Ort. Das ist etwa so, als würden die Berliner Philharmoniker ihre Saison mit «Peter und der Wolf» um 10 Uhr starten – unter Leitung des Chefdirigenten. Und die eine Frage, die die böse Stiefmutter dem Spiegel stellt, wird ja mindestens so folgenreich beantwortet wie, sagen wir, Hamlets berühmtes «To be or not to be...». Eigentlich wahr – das blutrünstige Sujet liegt ja nun wirklich nahe, in dem Stoff geht's zu wie in einer besseren Netflix-Serie: Es dreht sich um inzestuösen Hass, ausgelöst durch die narzisstische Störung einer niederträchtigen Stiefmutter (in einer früheren Fassung des grimmschen Märchens war es die leibliche Mutter), Auftragsmord, schwere Depression, jede Menge Unterbewusstsein – und ob die sieben Zwerge tatsächlich nur ein Klub kleinwüchsiger, aber fürsorglicher Väter sind, darf man auch als seriöse Fachkraft getrost hinterfragen.

Irgendwie zieht sich durch das grimmsche Material also genau das, was dem streamenden Nachwuchs heute Appetit macht: Sex and Crime. Und genau da könnte die Macht des Theaters beginnen.

Schneewittchen – Beauty Queen.  
Bis 29. Dezember im Schauspielhaus Zürich



*Abschaffung des Risikos:*  
Marvel-Held Spider-Man.

## Futter vom Gleichen

Ich habe gesagt, Marvel-Filme seien kein Kino.  
Lassen Sie mich das erläutern. *Von Martin Scorsese*

Als ich Anfang Oktober in England war, gab ich der Zeitschrift *Empire* ein Interview. Ich wurde nach Marvel-Filmen gefragt. Ich gab eine Antwort. Ich sagte, ich hätte verschiedene anzuschauen versucht, doch sie seien nichts für mich, sie hätten mehr mit Themenparks zu tun als mit der Sorte Filme, die ich mein Leben lang gekannt und geliebt habe, und dass ich sie deshalb letztlich nicht für Kino hielte.

Manche Leute haben den letzten Teil meiner Antwort als beleidigend empfunden oder als Beweis für meinen Hass auf Marvel. Will jemand meine Worte unbedingt in diesem Licht sehen und so auslegen, kann ich dem nicht im Wege stehen.

Viele Franchisefilme werden von Leuten gedreht, die über beträchtliches Talent und Kunstfertigkeit verfügen. Das kann man auf der Leinwand sehen. Dass diese Filme mich nicht interessieren, hat mit meinem persönlichen Geschmack und meinem Temperament zu tun. Wäre ich jünger und zu einem späteren Zeitpunkt erwachsen geworden, hätten mich solche Filme möglicherweise begeistert und hätte ich vielleicht sogar Lust bekommen, selbst so einen Film zu drehen; das ist mir klar. Aber ich wuchs nun mal in der Zeit auf, in der ich aufwuchs, und entwickelte eine Vorstellung von Filmen – davon, was sie seien und was sie sein könnten –, die vom Marvel-Universum so weit entfernt war wie die Erde von Alpha Centauri.

Für mich, für die Filmemacher, die ich lieben und respektieren lernte, für meine Freunde, die ungefähr zur gleichen Zeit wie ich Filme zu drehen begannen, ging es im Kino um Offenbarung, um ästhetische, emotionelle und spirituelle Offenbarungen. Es ging um Figuren – die Komplexität von Menschen, ihr widersprüchliches und manchmal paradoxes Wesen, die Art, wie sie einander verletzen, einander lieben und sich plötzlich selbst ins Gesicht sehen müssen.

Es ging um die Konfrontation mit Unerwartetem – auf der Leinwand und im Leben, das dort dramatisiert und interpretiert wurde –, und es ging um die Frage, inwiefern sich die Möglichkeiten dieser Kunstform erweitern ließen.

Das war das Entscheidende für uns: Kino war eine Kunstform. Darüber wurde damals debattiert, und wir standen dafür ein, dass

Kino ebenso ernst zu nehmen sei wie Literatur, Musik oder Tanz. Wir kamen zum Schluss, dass diese Kunst an vielen Orten und in ebenso vielen Formen zu finden war: in Sam Fullers «The Steel Helmet» wie in Ingmar Bergmans «Persona», in Gene Kellys und Stanley Donens «It's Always Fair Weather» wie in Kenneth Angers «Scorpio Rising», in Jean-Luc Godards «Vivre sa vie» wie in Don Siegels «The Killers».

### «Psycho» um Mitternacht

Oder in den Filmen von Alfred Hitchcock: Man könnte wohl sagen, Hitchcock sei seine eigene Franchise gewesen. Oder unsere Franchise: Jeder neue Hitchcock-Film war ein Ereignis. In einem vollbesetzten alten Kino «Rear Window» zu sehen, war ein unglaubliches Erlebnis: Es war ein Ereignis, das durch die Reaktion des Publikums auf den Film erzeugt wurde, und es war elektrisierend.

Auf ihre Art hatten auch Hitchcock-Filme Ähnlichkeit mit Themenparks. Ich denke da an «Strangers on a Train», dessen Höhepunkt auf einem Karussell in einem Vergnügungspark stattfindet, und an «Psycho», den ich am Tag seiner Premiere in einer Mitternachtsvorstellung sah – ein Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Die Leute gingen in diese Filme, um sich überraschen, erregen und sich Angst einjagen zu lassen, und sie wurden nicht enttäuscht.



*Regisseur Scorsese.*

Sechzig, siebzig Jahre später schauen wir uns diese Filme im-

mer noch an und staunen über sie. Aber tun wir das, weil sie aufregen und schockieren? Das glaube ich nicht. Die legendären Szenen aus «North by Northwest» sind verblüffend, doch sie wären nicht mehr als eine Folge dynamischer und eleganter Einstellungen und Schnitte, wären da nicht die schmerzhaften Gefühle im Herzen der Geschichte oder die absolute Verlorenheit der von Cary Grant gespielten Figur.

Der Höhepunkt von «Strangers on a Train» ist ein Meisterstück; aber was wirklich nachwirkt, ist das, was sich zwischen den beiden Hauptfiguren abspielt – und Robert Walkers zutiefst verstörende schauspielerische Leistung.

Manche Leute sagen, Hitchcock-Filme seien sich alle ähnlich gewesen, und da ist vielleicht was dran – Hitchcock selbst hat sich das zuweilen gefragt. Aber wie ähnlich sich die Franchise-

filme von heute sind, das ist noch mal ganz was anderes. In den Marvel-Filmen gibt es viele jener Elemente, die das ausmachen, was ich unter Kino verstehe. Was es dagegen nicht gibt, sind Offenbarung, Geheimnis oder echte emotionelle Gefahr. Da wird nichts riskiert. Diese Filme werden gemacht, um klardefinierte Bedürfnisse zu befriedigen, und sie sind konzipiert als Variationen über eine beschränkte Zahl von Themen.

Ihrem Namen nach sind es Fortsetzungen, ihrem Wesen nach aber Remakes, und alles darin ist von oben abgesegnet, weil es anders gar nicht

## Warum finde ich mich nicht einfach mit Superhelden- und anderen Franchisefilmen ab?

geht. So sind nun mal moderne filmische Franchises: Sie beruhen auf Marktforschung und Publikumstests, und sie werden so lange überprüft, abgeändert, nochmals überprüft und nochmals abgeändert, bis sie verbrauchsfertig sind.

Anders gesagt: Sie sind all das, was Filme von Paul Thomas Anderson, Claire Denis, Spike Lee, Ari Aster, Kathryn Bigelow oder Wes Anderson nicht sind. Schau ich mir einen Film dieser Filmemacherinnen oder Filmemacher an, dann weiss ich, dass ich etwas völlig Neues sehen und in unerwartete, ja vielleicht sogar nicht benennbare Erfahrungsbereiche gelangen werde. Meine Vorstellungen davon, was für erzählerische Möglichkeiten man mit bewegten Bildern und Tönen hat, werden erweitert werden.

Was, fragen Sie sich vielleicht, ist mein Problem? Warum finde ich mich nicht einfach ab mit Superhelden- und anderen Franchisefilmen? Der Grund ist ein einfacher. In vielen Orten in den USA und anderswo auf der Welt gibt es auf grossen Leinwänden vor allem Franchisefilme zu sehen. Die Zeiten sind schlecht für das Vorführen von Filmen, und es gibt weniger unabhängige Kinos denn je. Das Kräfteverhältnis hat sich ins Gegenteil verkehrt: Heute werden die meisten Filme per Streaming geschaut. Doch kenne ich keinen einzigen Filmemacher, der seine Filme nicht für die grosse Leinwand konzipieren möchte, damit sie einem Kinopublikum vorgeführt werden können.

Auch ich gehöre dazu, und das sage ich als jemand, der soeben einen Film für Netflix fertiggestellt hat. Netflix, und zwar einzig Netflix, hat uns erlaubt, «The Irishman» so zu machen, wie wir mussten, und dafür werde ich immer dankbar sein. Wir haben ein Zeitfenster für die Kinoauswertung, was toll ist. Wäre es mir lieber, der Film würde längere Zeit und auf mehr grossen Leinwänden gezeigt? Aber klar doch. Doch egal, mit wem man einen Film produziert: Tatsache ist, dass die Leinwände der meisten Multiplexkinos von Franchisefilmen verstopft sind.

Wenn Sie mir nun sagen, das sei einfach eine Sache von Angebot und Nachfrage und dass

man den Leuten halt geben müsse, was sie wollen, dann erlaube ich mir, zu widersprechen. Es geht mal wieder um die Frage von Ursache und Wirkung. Verfüttert man den Leuten immer nur das Gleiche, und zwar immer und immer wieder, dann werden sie natürlich mehr von diesem Immergleichen wollen.

Nun werden Sie sagen: «Dann können die Leute doch nach Hause gehen und sich auf Netflix, iTunes oder Hulu anschauen, was sie wollen.» Schon, aber eben nicht auf einer grossen Leinwand, für die der Filmemacher oder die Filmemacherin das Werk geschaffen hat.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich, wie wir alle wissen, das Filmgeschäft an allen Fronten verändert. Doch die bedrohlichste Veränderung geschah heimlich und im Schutz der Dunkelheit: die graduelle, aber fortschreitende Abschaffung des Risikos. Heute sind viele Filme perfekte Produkte für den sofortigen Verbrauch. Viele sind gut gemacht, hergestellt von Teams talentierter Individuen. Doch es fehlt ihnen etwas, was für das Kino essenziell ist: der ein einheitliches Ganzes schaffende Blick eines einzelnen Künstlers. Dem ist natürlich so, weil der einzelne Künstler der grösste Risikofaktor überhaupt ist.

### Subventionen? Nein

Damit will ich keineswegs sagen, Filme seien eine Kunstform, die subventioniert werden sollte, oder dass dem je so gewesen sei. Als das Studiosystem von Hollywood noch florierte, gab es dauernd heftigste Spannungen zwischen den Künstlern und den Leuten, die für das Geschäftliche zuständig waren. Doch das war eine produktive Spannung, und wir verdanken ihr einige der grössten Filme, die je gemacht worden sind. Die besten davon waren, um mit Bob Dylan zu sprechen, «heroisch und visionär».

Heute besteht diese Spannung nicht mehr, und es gibt Leute im Filmgeschäft, denen Kunst vollkommen egal ist und die sich der Filmgeschichte gegenüber gleichzeitig herablassend und possessiv verhalten – eine tödliche Kombination. Daraus hat sich die folgende traurige Situation ergeben: Es gibt einerseits eine weltweit wirkende audiovisuelle Unterhaltungsbranche und andererseits das Kino. Ab und zu überlappen sie sich, jedoch immer seltener. Und ich fürchte, die finanzielle Dominanz des einen Bereichs wird dazu benutzt, die Existenz des anderen zu marginalisieren und sogar schlechtzumachen.

Alle, die davon träumen, Filme zu machen, oder damit gerade angefangen haben, sehen sich mit einer brutalen und alles andere als kunstfreundlichen Situation konfrontiert. Dies nur schon niederzuschreiben, erfüllt mich mit furchtbarer Traurigkeit.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Der New Yorker **Martin Scorsese** («Taxi Driver», «The Wolf of Wall Street») ist einer der berühmtesten Filmregisseure unserer Zeit.

© Martin Scorsese, The New York Times Company, 2019

Was wirklich nachwirkt:  
Regie-Idol Hitchcock.



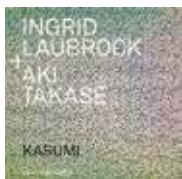
## Musikalischer Offenbarungseid

Von Peter Rüedi

Die Kunst des Duos ist eine anspruchsvolle, strenge, ja spartanische Disziplin. Im nackten improvisierten Zwiesgespräch «alone together» gibt es kein Verstecken, jeder ist den Einfällen, den Pannen, den Erwartungen, Provokationen, Zumutungen und Zuneigungen des Partners bedingungslos ausgesetzt. Noch als Solist kann sich der spontane Erfinder leichter in vorgefertigte Fluchtwege retten, in wirkungssichere Klischees und Stereotype. Die Kunst des Duos ist der improvisatorische Offenbarungseid schlechthin. Erst recht, wenn sich zwei Partner zum ersten Mal begegnen und aus dem Nichts etwas entwickeln, was, im Idealfall, mehr ist als die Summe zweier Temperamente.

Das eben entstand aus der Begegnung der in New York lebenden deutschen Saxophonistin Ingrid Laubrock mit der Pianistin und japanischen Wahlberlinerin Aki Takase (zu deren jüngstem Soloalbum siehe *Weltwoche* Nr. 29/19), die sich bei den «Brooklyn-Berlin Dialogues» am Berliner Jazzfest fanden und die gegenseitige voraussetzungslose Neugierde, Inspiration, Empathie und Herausforderung auch durch eine wohldosierte weitere Folge von Auftritten bis zu einem Studiotermin für ihrer beider Stammlabel Intakt bewahren konnten.

Das Duo der beiden Frauen ist rein äusserlich zwar ein Diskurs zwischen zwei Generationen (die eine ist 1948 in Osaka, die andere 1970 im nordrhein-westfälischen Stadtlohn geboren), aber beide sind enorm formbewusste, starke, expressive freie Improvisatorinnen oder das, was man *instant composers* nennt. *Two of a kind*. Schwer auszumachen, wo bei den vierzehn Titeln die Grenze zwischen formal Vorbedachtem und spontan aus dem Augenblick Gefundenem verläuft. Die beiden fordern mit ungewöhnlicher, mal krud expressiver, mal verspielt explosiver Vitalität gegenseitig die offene Einbildungskraft heraus, in subtil innigen Zonen, aber gelegentlich auch mit einem geradezu dadaistischen Humor. Takase ist eine mächtige, aber nie erdrückende Pianistin und Laubrock eine eigenwillige und eigenständige Sopranistin (sie hält sich mit wenigen Ausnahmen an das hohe Saxophon). Ein heftiges Vergnügen.

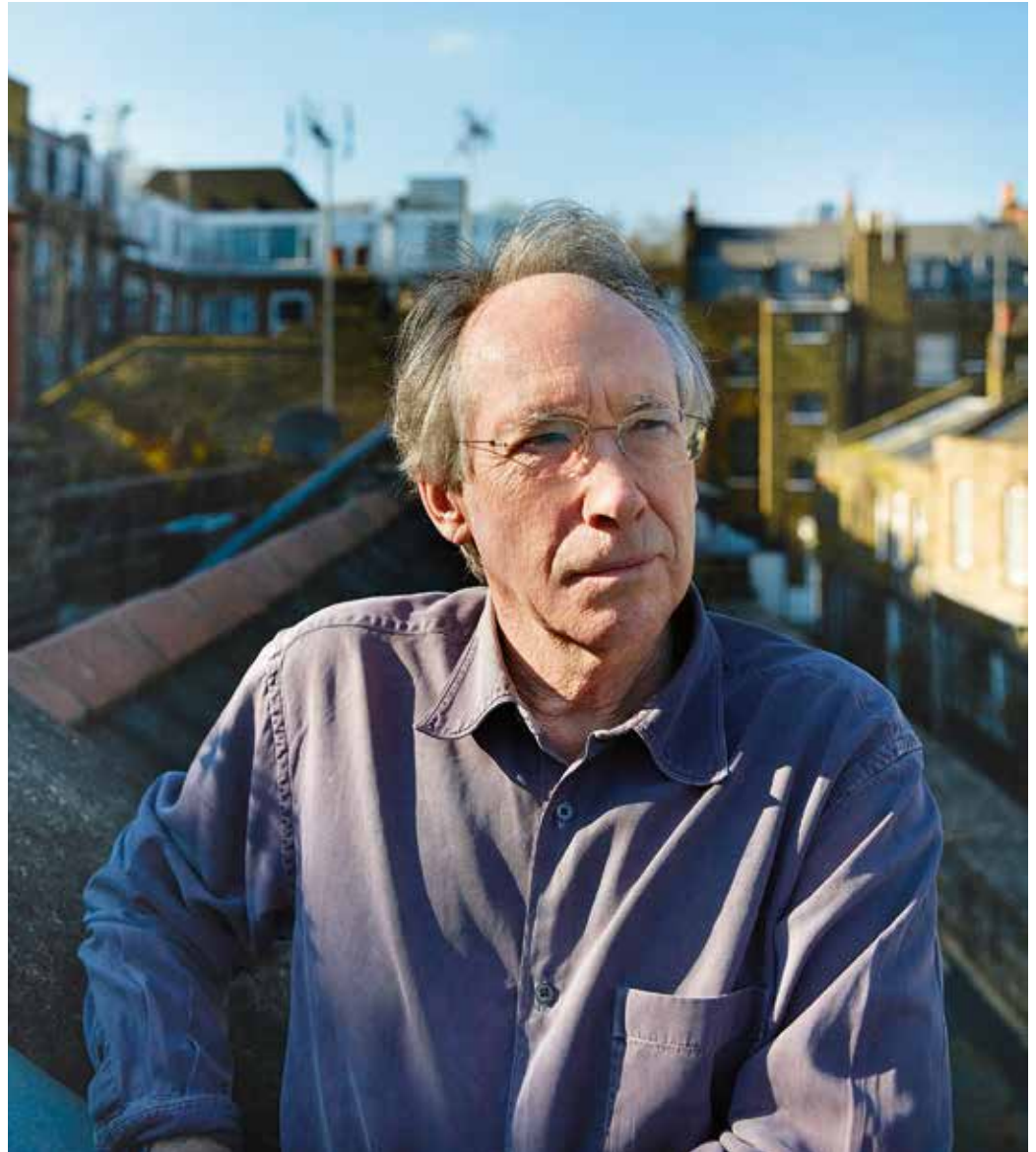


**Kasumi:** Ingrid Laubrock und Aki Takase. Intakt CD 337

## Kakerlaken und Spione

Zwei grosse britische Autoren – Ian McEwan und John le Carré – nehmen sich des Brexits an. Mit unterschiedlichem Erfolg.

Von Wolfgang Koydl



*Zweihänder:* Schriftsteller McEwan.

Man kann über den Brexit denken, wie man will. Aber ohne Zweifel handelt es sich um eine der folgenschwersten Entscheidungen der jüngeren britischen Geschichte. Umso erstaunlicher, dass sich die Literatur noch nicht mit dem Thema beschäftigt hat. Erst jetzt, da es ernst zu werden scheint, kommen zwei der angesehensten britischen Autoren mit Brexit-Romanen auf den Markt: Ian McEwan und der Altmeister des Spionageromans, John le Carré.

Es gibt eine lange Tradition der Satire in der englischen Literatur. Sie beginnt mit Geoffrey Chaucers «Canterbury Tales», setzt sich fort über Jonathan Swift und führt bis zu Kingsley Amis und Monty Python. Dann gibt es – auf

einer anderen Ebene – Franz Kafka, die gequälte Seele der europäischen Literatur im 20. Jahrhundert – einzigartig und unerreicht.

Und dann gibt es Ian McEwan, der bislang weder durch Humor, Ironie oder Satire aufgefallen ist und noch weniger durch eine grosse literarische Seele. Beides hat ihn nicht von dem Versuch abgehalten, sich in die Tradition Swifts zu stellen und Kafka zu diesem Zwecke zu koptieren.

Das Ergebnis ist «Die Kakerlake», ein Romänchen, oder eher ein *long read*, wie ihn auch manche Zeitungen ihren Lesern anbieten. Die rund 100 kleinen Diogenes-Seiten lesen sich an einem halben Nachmittag, und am Ende der Lektüre fragt man sich, ob man



sich wundern, sich ärgern oder schlicht verzweifeln soll.

McEwans Brexit-Buch ist fast so aktuell wie ein Zeitungsartikel, so dass er noch die Suspendierung des Unterhauses und einige der neueren, saftigen Zitate des Premierministers hineinnehmen konnte. Der heisst nicht Boris Johnson, sondern James «Jim» Sams, was den belese- nen Zeitgenossen nicht von ungefähr an Gregor Samsa erinnert, die tragische Hauptfigur in Kafkas «Verwandlung».

Nun wird Grossbritannien nicht von einem Menschen in Käfergestalt regiert, sondern von einer Kakerlake in einem menschlichen Körper. Denn McEwan zäumt Kafka von hinten auf: Das Insekt übernimmt den Körper des Regierungschefs, um einen hirnrissigen und selbstzerstö- renden Plan umzusetzen, der das Land ruinieren und so zur Beute für die Kakerlaken machen soll.

Dieser Plan ist bei McEwan nicht der Brexit, sondern eine Umkehrung der Geldflüsse: Man zahlt für seinen Arbeitsplatz und bekommt Geld für seine Einkäufe. Offensichtlich betrachtet McEwan den Ausstieg Britanniens aus

---

**Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass Le Carrés jüngstes Werk eines seiner besten ist.**

---

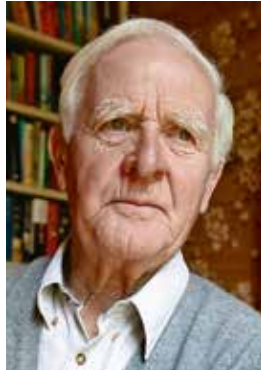
der EU als ebenso idiotisch. Das ist sein gutes Recht, aber warum muss er das so bleiern, so schwerfällig, so unspritzig niederschreiben?

Satire, gute Satire, lebt davon, dass sie die Realität nur ein wenig verschiebt, um den alltäglichen Irrsinn sichtbar zu machen. McEwan aber zieht eine Analogie an den Haaren herbei, die nicht einmal in einem Kasperltheater Bestand hätte.

Dazu kommt, dass er die Kafka-Anleihe schon frühzeitig verlässt – mit gutem Grund. Denn während Gregor Samsa ein vielschichtiger Mensch ist, sind McEwans Charaktere papierenere Schablonen. Das gilt für Premiermi-

nister Sams – verlogen und versoffen – ebenso wie für sein ebenfalls zu Menschen mutiertes Kakerlaken-Kabinett und den dummen und pöbelnden US-Präsidenten Tupper: abgedroschene Klischees, weit jenseits ihres Verfalldatums.

Satire kämpft mit dem Florett, McEwan hat zum Zweihänder gegriffen, einem unförmigen Langschwert, mit dem man nur plump um sich schlagen kann. Sicher wird es Remainers geben, britische EU-Freunde, die den *Guardian* lesen und in schicken Wohlstandsoasen in London leben, die sich über die «bitterböse Satire» ergötzen. Doch wenn sie ehrlich sind, müssen auch sie sich eingestehen, dass McEwan ihren Intellekt beleidigt. Seine «Kakerlake» hinterlässt höchstens einen bitteren Nachgeschmack.



EU-Werte: le Carré.

In einer ganz anderen Klasse befindet sich John le Carré. Er ist mittlerweile 88 Jahre alt, und das Buch, mit dem er weltweit reüssierte – «Der Spion, der aus der Kälte kam» –, liegt auch schon 56 Jahre zurück. Doch er hat nichts von seinem Witz, seinem Scharfsinn und seinem Intellekt eingebüsst. Ja, es ist nicht übertrieben zu sagen, dass sein jüngstes – und hoffentlich nicht letztes – Werk eines seiner besten ist. Zum einen bleibt le Carré in «Federball» sich selbst und seinem Genre treu. Und wo McEwan dem Leser den Brexit mit der Klatsche um die Ohren haut, dauert es eine ganze Weile, bevor man bei dem Altmeister merkt, wohin die Reise geht.

Zunächst einmal geht es – wie immer bei le Carré – um den britischen Geheimdienst MI6, dem der Autor in seiner Jugend selbst diente. Es geht um Betrug, Doppelbetrug und Selbstbetrug, es geht um den blanken, eiskalten Zynismus jener im Zwielicht operierenden Spionagebranche, die – wie le Carré weiss – so gar nichts mit dem Glamour eines James Bond gemeinsam hat. Die Hauptfigur ist Nat, ein Agent des Secret Intelligence Service. Seine aktive Auslandsaufbahn ist vorbei, doch bis zur Rente sind es noch ein paar Jahre. Deshalb muss ihn der Dienst in einer unwichtigen Ab-

teilung unterbringen, wo dieser Dinosaurier des Gewerbes den jungen Nachwuchs mit seinen Ansichten und Methoden nicht verstört.

### Le Carré will einen irischen Pass

Doch zufällig entdeckt Nat in seiner neuen Rolle einen Maulwurf in den eigenen Reihen, einen Verräter, der aus Idealismus handelt. Seine Ideale sind dabei nicht *Queen and country*, sondern europäische Werte. Er will ein amerikanisch-britisches Komplott gegen Europa stoppen.

Was le Carré selbst über den Brexit und die politische Klasse seines Landes denkt, tritt eher en passant zutage. Etwa, wenn er Arkady, einen alten KGB-Kontakt, höhnisch sagen lässt: «Ihr verlasst Europa mit euren britischen Nasen hoch in der Luft: «Wir sind was Besonderes. Wir sind britisch. Wir brauchen Europa nicht. Wir haben all unsere Kriege ganz allein gewonnen. Keine Amerikaner, keine Russen, keiner.»

Oder Bryn, Nats Chef beim MI6 und von Amts wegen Regierung und Premierminister auch bei irrsinnigen Entscheidungen zu blinder Loyalität verpflichtet: «Vor ein paar Jahren waren wir Amerikas Mann in Europa. [...] Teil des Pakets, nicht im Euro, Gott sei Dank, und keine feuchten Träume über gemeinsame Aus- sen- und Verteidigungspolitik oder sonst was. Das war unsere *special relationship* mit den USA. Wir nuckelten glücklich an der hintersten Zitze amerikanischer Macht. [...] Und heute? Am Ende der Schlange, noch hinter den Hunnen und den Fröschen. Mit verdammt viel weniger zu bieten. Totale Katastrophe.»

Welche persönlichen Konsequenzen le Carré aus dem Brexit ziehen will, hat er schon angekündigt: Er beantragt einen irischen Pass, um EU-Bürger zu bleiben. Ian McEwan andererseits hat sich nicht geäussert. Womöglich will er sich wegducken wie eine Kakerlake.



**Ian McEwan:**  
Die Kakerlake. Diogenes.  
112 S., Fr. 29.90.

**John le Carré:**  
Federball. Ullstein.  
352 S., Fr. 29.90

**Wilhelm  
Leibl  
Gut sehen  
ist alles!**

**Kunsthau  
Zürich**

**25.10.19–  
19.1.20**

[www.kunsthau.ch](http://www.kunsthau.ch)  
Die Ausstellung entstand in Kooperation  
mit der Albertina, Wien

Wilhelm Leibl: Mädchen mit weissem Kopftuch,  
um 1876/77. Bayerische Staatsgemäldesammlungen,  
München – Neue Pinakothek



Wahl der eigenen Identität: Jahrhundertdenker Rousseau (r.).

## Geniale Pädagogen

# Hippie, Masochist und Revolutionär

Der Mensch wird natürlich gut geboren, war Jean-Jacques Rousseau überzeugt. Kein anderer Denker hat einen derartigen Einfluss auf unseren Umgang mit Kindheit, Jugend, Elternsein und Erziehung wie der revolutionäre Pädagoge aus Genf. *Von Peter Keller*

Seine erste Erektion hatte Jean-Jacques Rousseau, als ihm sein um viele Jahre älteres Kindermädchen für eine Ungezogenheit den Hintern versohlte. Fortan verliebte er sich ausschliesslich in reifere Frauen, die seine masochistischen Neigungen bedienten: «Vor einer herrischen Geliebten auf den Knien liegen, ihrem leisesten Winke nachkommen, sie um Verzeihung anflehen, das waren für mich selbige Genüsse.»

Woher wir solche Intimitäten kennen? Von Rousseau selber, aus seinen «Confessions», wie er die berühmt gewordenen biografischen Aufzeichnungen betitelte. «Ich habe mich so dargestellt, wie ich war, verächtlich und niedrig, wann ich es gewesen; gut, edelmüthig, gross, wann ich es gewesen.»

Jean-Jacques Rousseau hat verschiedene moderne Verhaltensweisen und Ideen vorweggenommen und – wenn auch verzögert – gesell-

schaftsfähig gemacht: den exhibitionistischen Selbstdarstellungsdrang in Zeiten vor Instagram und Facebook, Masochismus, Hippie-tum, Gender-fluide Kleidung und eben die Idee einer glücklichen Kindheit, die unser Verständnis von Erziehung und Menschwerdung nichts weniger als revolutionierte.

1712 in Genf geboren, verliess Rousseau schon früh seine für ihn moralisch allzu rigide Heimatstadt und ging nach Frankreich. In Paris schloss er sich den sogenannten Philosophen an. Junge Männer, darunter Voltaire und Immanuel Kant, verkündeten im 18. Jahrhundert neue Wahrheiten, propagierte Vernunft und vernünftiges Denken. Obwohl Rousseau sich den Aufklärern geistig nahe fühlte, blieb er ein widersprüchlicher und streitbarer Solitär. Er war Autodidakt, arbeitete als Sekretär adeliger Familien, entwarf patentierte Notensysteme,

versuchte sich in Chemie, ging auf Buchreise und inszenierte sich phasenweise als edler Türke, eine Trendfigur seiner Zeit und dann der Romantik.

Um 1730 herum traf Rousseau in einer Kneipe auf einen armenisch-orthodoxen Priester, der wundersame Gewänder trug. Rousseau, der immer schon ein Faible für den Orient hatte – der Vater hatte nach einem Säbelkampf mit einem Genfer Offizier die Schweiz verlassen, um als Uhrmacher in Istanbul zu arbeiten –, liess sich Tuniken schneiden und trug diese zeitlebens gerne. Dass er für seine Exzentrik fast überall, wo er hinging, angefeindet, verlacht, beschimpft wurde, empörte ihn. Er war überzeugt vom Recht zur Wahl der eigenen Identität. Vor allem aber glaubte er, der mit einer Wäscherin mehrere Kinder zeugte, die ins Waisenhaus geschickt wurden – vor allem aber glaubte dieser widersprüchlichste aller Philo-

sophen an das Kind und verkündete schliesslich, Kinder seien eigenständige Wesen, die sich nicht im untertägigen Verhältnis zu Eltern und Autoritäten definierten – für die damalige Zeit etwas Unerhörtes.

### Selbstwertgefühl stärken

1762 schrieb Rousseau, der in späten Lebensjahren auf der St. Petersinsel am Bielersee wohnte, das Buch «Emile ou De l'éducation». Es wurde unverzüglich auf den Index verbotener Bücher gesetzt. Vergeblich. Sein Werk hat unser Verständnis, was Erziehung in einem Kind bewirken soll, ja, was überhaupt ein Kind sei, auf immer geprägt. Kein progressiver Erziehungsansatz, kein Rudolf Steiner, keine Maria Montessori ist ohne Rousseaus Gedanken denkbar. Ebenso wenig das Konzept, in den Kindern ein «Selbstwertgefühl» entstehen zu lassen. Allerdings bezogen sich ab den 1960er Jahren auch die radikalen Vertreter der antiautoritären Erziehung auf den Genfer Pädagogen.

Im Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft begriff Rousseau sich als Aussenseiter. In «Discours sur l'origine et les fondements d'inégalité parmi les hommes» (1754) beschreibt er den denkenden Menschen als verdorbenes Tier. Was den Menschen im Zuge des Zivilisationsprozesses über rein körperliche Funktionen und damit über das Tier hinaushebt, ist das Denken. Denken allerdings bedeutete für Rousseau gleichzeitig die moralische Verdammung des Menschen, der eigentlich natürlich gut geboren und erst durch Kultur und Gesellschaft korrumpiert wird. So sinkt er gerade durch den Zivilisationsprozess auf eine moralisch niedrigere Stufe als das Tier. Diesen Prozess gelte es im Kind so lange als möglich aufzuhalten.

Die Zeit vor der Aufklärung kannte unseren heutigen Begriff von «Kindheit» und «Jugend» nicht. In «Emile» geht es um den Jungen Emile und dessen Erzieher Jean-Jacques. Emile kommt aus reichem Hause, ist aber ansonsten, was Begabungen und Denkkraft angeht, fader Durchschnitt. Damit er später in der Gesellschaft bestehe, so Rousseau alias Jean-Jacques, solle bei der Erziehung von Emile (und überhaupt jedes Kindes) Zeit und keine Eile walten. Sexualität und Moralpredigten, künstliche Gewohnheiten und Ideale hätten in der Erziehung nichts verloren. Am wichtigsten seien die Ausbildung der Sinne, die Erfahrung der Natur und Geduld. Alles andere ergebe sich von selbst.

### «Grollen des Meeres»

Unerwartet streng war der masochistisch veranlagte Rousseau im Hinblick auf Sexualität: Die Konfrontation des Kindes mit geschlechtlichen Fragen gehörte sich unter keinen Umständen, Masturbation ebenso wenig – für Rousseau gleichzusetzen mit der Vergewalti-

gung des überkultivierten Geistes. Für die Herausbildung einer sexuellen Identität sei die Pubertät zuständig – für den Philosophen eine kritische Zeit. Im Vierten Buch von «Emile» schreibt er: «Wir werden auf gewisse Weise zwei Mal geboren, einmal, um zu existieren, das andere Mal, um zu leben. Einmal für die Spezies, das andere Mal für Sex [...] So wie das Grollen des Meeres lange vor dem Sturm beginnt, wird auch diese stürmische Entwicklung durch neue Leidenschaften angekündigt.»

Zwischen 1780 und 1840 nahmen sich viele Ärzte Rousseaus Frage nach der pubertierenden Jugend an. Die erwachende Sexualität in jungen Männern und Frauen sei, so die An-

### Obwohl Rousseau sich den Aufklärern geistig nahe fühlte, blieb er ein streitbarer Solitär.

sicht, eine Gefahr für die Gesellschaft. Pubertierende seien Narzissten, brutal und sadistisch. In dieser Zeit entstand auch das Klischee von der Sündhaftigkeit des masturbierenden Schuljungen, dem zur Strafe für sein Vergehen die Haare ausfielen oder den Lähmungen überkamen.

Rousseau hat den Begriff der «negativen Erziehung» geprägt: Die erste Erziehung dürfe das Kind nicht in der Tugend und in der Wahrheit unterweisen, «sondern sie muss das Herz vor Laster und den Verstand vor Irrtü-

#### Jean-Jacques Rousseau (1712–1778)

Jean-Jacques Rousseau war Sohn eines Uhrmachers, Philosoph der Aufklärung, Autodidakt und Schriftsteller. 1728 verliess er seine Heimatstadt in Richtung Frankreich. Er arbeitete unter anderem als Sekretär des französischen Gesandten in Venedig. Seine wichtigsten Werke: «Emile», «Les Confessions», «Du contrat social».

Rousseau gilt als Begründer der Romantik und der progressiven Erziehungswissenschaften. Vor ihm gab es nicht die heutige Vorstellung von Kindheit und Jugend. Er war überzeugt, dass der Mensch natürlich gut geboren wird und erst durch die Zivilisation verdorben wird. Deshalb solle man Kinder als eigenständige Wesen begreifen und sie möglichst lange «vor Irrtümern bewahren».

Sein Grundsatz – Erziehung soll in Einklang mit den natürlichen Entwicklungsstadien eines Kindes und eigeninitiativ erfolgen – prägt die moderne Pädagogik bis heute. Kinder sollen Lehrer als Vertrauenspersonen und nicht als reine Autorität erleben. (kep)

mern bewahren». Erziehung habe in Einklang mit den natürlichen Entwicklungsstadien eines jeden Kindes und den jeweiligen individuellen Fähigkeiten zu stehen, solle sich ausserdem aus der Eigeninitiative des Kindes ergeben. «Altersgerecht» und «selbstgesteuert» würde man diese Ansätze heute nennen. Eltern und Lehrer werden nur insofern als Autorität akzeptiert, als sie das Kind sachte daran erinnern sollten, dass zwischen ihnen ein Abhängigkeitsverhältnis besteht und dass das Kind den Erwachsenen aus rein darwinistischen Gründen zum Überleben braucht, für Essen, Unterkunft und Bekleidung.

### Erfahrungen statt Zuhören

Um so lange wie möglich «gut» zu bleiben, so Rousseau, dürfe das Kind nicht dem absoluten Willen der anderen ausgesetzt werden, sondern müsse lernen, sein eigener Herr zu sein. Sei das Kind zu sehr dem Willen der Eltern unterworfen, kehre es den Spieß nämlich um und weine, schreie und tobe, um die Eltern zu erpressen und ihnen so den eigenen Willen aufzuzwingen.

Durch die freie Entfaltung und den freien Lauf in der Natur könne das Kind – ungefähr bis zum Alter von zwölf Jahren – sich seiner Körperkräfte bewusst werden. Danach solle abstraktes Wissen an die Stelle von intuitivem treten, dies alles aber weiterhin durch praktische Erfahrungen und nicht durch passives Zuhören oder festgefahrene Schulbücher. Also nix mit einem Lehrplan für alle Schüler und dozierendem Schulmeister vor der Wandtafel. In der Pubertät schliesslich endet die kindliche Isolation von der schwierigen Welt der Erwachsenen, die sexuelle Neugier erwacht sowie die Sorge um die Wahrnehmung durch andere.

Hier besteht, so Rousseau, die Gefahr der Erniedrigung durch die Umwelt. Nur wenn das Kind Mitleid und Anteilnahme erlerne, könne es eigene und fremde Selbstwertgefühle respektieren und bewahren. In Lehrern sollten insbesondere jugendliche Schüler eine Vertrauensperson und kein Feindbild sehen. Der Lehrer führe die durch rousseausche Erziehungsmethoden herangereiften Schüler schliesslich in die Gesetze der sozialen Welt ein. Mit der Heirat endet die Zeit der Kindheit und Jugend.

Das einzige Bild im Haus des Philosophen Kant zeigte Rousseau. Nur einmal, so wird erzählt, habe Kant seinen ewig gleichen nachmittäglichen Spaziergang durch Königsberg vergessen: als er zum ersten Mal «Emile» las. Nicht nur der deutsche Aufklärer war gebannt von den Ideen Rousseaus. Bis heute hat kein Denker einen derartigen Einfluss auf unseren Umgang mit Kindheit, Jugend, Elternsein und Erziehung wie der revolutionäre Pädagoge aus Genf.



Raufbold und Hitzkopf: Ken Miles (Christian Bale).

## Kino

# Kreischend schlingernde Boliden

In «Ford v Ferrari» wird noch einmal das grosse Freiheitsgefühl der freien Fahrt zelebriert – mit einem legendären Autobauer, der Ferrari das Fürchten lehrte. *Von Wolfram Knorr*

Alles rollt. Schon Marx prophezeite, dass Ökonomie zu einer «Ökonomie der Zeit» werde. Getriebenheit, wohin man blickt: in der Politik, im Sport, im Finanzwesen, im Tourismus, im Showbiz, in den Medien und – natürlich – auf den Strassen. Zeitknappheit ist zur Weltroutine geworden. Da kommt ein Film, der alles schön verquirlet, goldrichtig: rivalisierenden Marken-, Finanz- und sportlichen Leistungsdruck, technische Optimierung – und es geht, da es sich um einen amerikanischen Film handelt, auch um testosterongesteuertes Wettfeiern. «Ford v Ferrari» von James Mangold («Walk the Line») spielt in einer Zeit, in der der Geschwindigkeitsrausch und die Freiheit durch freie Fahrt noch Urständ feiern konnten, in der man unter «nachhaltiger Mobilität» im besten Fall eine Steigerung der PS und grössere Mengen von Kohlendioxid ausstossen verstand.

Mangold und seine Autoren Jez und John-Henry Butterworth und Jason Keller lassen den legendären Konkurrenzkampf zwischen Ferrari und Ford Mitte der 1960er Jahre auf der härtesten Langstreckenpiste der Welt in Le Mans wieder aufleben, stellen aber gleich zu Beginn klar, dass der menschliche Faktor ihnen dann doch wichtiger ist als der Top-Speed-Wahn: Carroll Shelby (Matt Damon) wird vom Arzt wegen seiner Herzbe-

schwerden ermahnt, dem aktiven Rennsport ade zu sagen, worauf er dann beim Autozirkus lieber als Dompteur mitspielt. Sein alter Kumpel, der Brite Ken Miles (Christian Bale), ein Raufbold und Hitzkopf und begnadeter Techniker und Pilot, wird für und mit Shelby einen konkurrenzfähigen Ford bauen, der beim brutalen 24-Stunden-Rennen in Le Mans die ewige Siegesserie von Ferrari beenden wird.

### Wunderbar altmodische Ästhetik

Die Geschichte ist authentisch: Fords Modelle («Sekretärinnenfahrzeuge») galten auf dem internationalen Automarkt als hoffnungslos überholt. Wie lässt sich ein Image besser aufpolieren als mit einem Autorennen? Also engagierte Henry Ford II den besten Tüftler, um so schnell wie möglich die arrogante Überlegenheit des «Spaghettifressers» Ferrari zu brechen. Der Texaner Carroll Shelby, der bereits mit sieben Jahren an einer Herzerkrankung litt, mit vierzehn für geheilt erklärt wurde, doch täglich Nitroglycerintabletten schlucken musste, wurde trotzdem 89 Jahre alt und war ein begnadeter Autobauer. Kraftmaschinen, die heute Millionen kosten, wie die Shelby-GT-350-Version des Ford Mustang oder die AC Cobra gehören zu seinen Kreationen. 1966 gewann Shelby mit seinem Piloten

Miles in einem Ford GT 40 das erste Mal das 24-Stunden-Rennen; darauf noch dreimal in Folge.

Mangold erzählt die Story mit wunderbar altmodischer Ästhetik: Highway-Cowboys mit ihren Boxcar-Haarschnitten und Werkzeugen in den Fäusten, liebende Frauen und karrieregeile Intriganten und, natürlich, Blechkarren, denen die Motoren rausgerissen werden wie Eingeweide, wenn sie bei ersten Tests nicht halten, was sie leisten sollten. Mangolds «Ford v Ferrari» entwickelt eine geradezu physische Kraft, wenn die Kamera fast auf der Piste hängt, riesige Auspufftöpfe im Bild, Qualm, der unter den Hauben hervorquillt, die kreischend schlingernden Boliden auf dem Asphalt, die glühenden Reifen, die Piloten beim reisserischen Schalten, Bremsen und Gaseben in regennasser Nacht – da gelingt Mangold ein geradezu emotionales Hochamt für den Unsinn des Rasens, den Miles einmal als «ultimative Transzendenz» bezeichnet, eine «Auflösung» von Körper und Geist.

Auch wenn es um das Automobil als physisches Mittel des Triumphs über Beschränkungen aller Art, als eine Form von hochtechnifizierter Schaustellerkunst geht, bleiben unmissverständlich die Menschen im Mittelpunkt. Wie Matt Damon und Christian Bale als *buddy*-Paar sich abtasten, sich messen und sich kabbeln, hat eine tiefberührende emotionale Kraft. «Ford v Ferrari» ist ein Blick zurück, nicht im Zorn, sondern in Wehmut auf eine Zeit, die eigentlich ein wunderschöner Blödsinn war. ★★★★★

### Weitere Premieren

**Mon chien Stupide** — Schriftsteller Henri (Yvan Attal) ist in einer Krise; nichts klappt mehr. Seine Kreativität ist flöten gegangen, seine Libido auch, und schuld daran, da ist er sich sicher, ist die Familie, seine vier nervigen erwachsenen Kinder und seine Frau Cécile (Charlotte Gainsbourg). Ständig wird was von ihm verlangt, das nur zu Querelen und Missverständnissen führt, die seine Inspiration dann gänzlich plattmachen. Dann läuft ihm ein dicker Hund zu, ein gewaltiges, faltiges Biest, das das familiäre Chaos zwar nur verschlimmert, aber ihm ein Trost ist. Der Hund wird ein Partner, mit dem er ohne Missverständnisse quatschen kann.

Der Kultautor John Fante (1909–1983) gehörte neben Richard Brautigan und Charles Bukowski zu den grossen, unglaublich lässigen Ironikern der US-Literatur. In seinem Roman «My Dog Stupid», der zwei Jahre nach seinem Tod erschien, seziiert er mit feinem Humor die heile US-amerikanische Familie. In Yvan Attals nach Südfrankreich verlagter Verfilmung (Buch und Regie) sind nur noch Rudimente der Vorlage vorhanden. Fante-Fans werden an diesen Familienturbulenzen wenig Gefallen finden. ★★★★★

**My Zoe** — Sie ist so wunderbar elfisch und kokett schusselig, und sie gefällt sich natürlich darin. Seit ihren Filmen «2 Days in Paris» (2007) und «2 Days in New York» (2012) pflegt sie das Image der Stadtneurotikerin, quasi als weibliche Entsprechung zu Woody Allen: die französische Schauspielerin und Regisseurin Julie Delpy. In ihrem jüngsten Opus allerdings spielt sie gegen ihr Image, ohne Pointen, ernst; nicht immer gelingt's ihr: Isabelle (Julie Delpy) und ihr Mann James (Richard Armitage) sind in Scheidung und streiten ums Sorgerecht ihrer Tochter Zoe (Sophia Ally). Gefightet wird in aller Schärfe – und dann passiert's: Zoe bekommt eine Hirnblutung und stirbt. Mutter Isabelle will's nicht akzeptieren, entnimmt der Tochter eine Gewebeprobe und reist damit nach Moskau zu einem umstrittenen Gentech-



*Viel zu spät?* Isabelle (Julie Delpy).

Arzt (Daniel Brühl). Hat man nicht aufgepasst, hält man verwirrt inne: Was ist das denn – klar, eine Mutter tut alles, um ihr Kind nicht zu verlieren, aber ... Viel zu spät (auch wenn's schon früher ein paar Signale gibt) verrät Delpy, dass die Story in der Zukunft spielt! Aus einer emotional kraftvollen Familientragödie wird leider eine seelenlose Dystopie. Das will nicht so recht überzeugen. ★★★☆☆

## Knorrs Liste

1	<b>Joker</b> Regie: Todd Phillips	★★★★★
2	<b>Parasite</b> Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
3	<b>Bruno Manser – Die Stimme...</b> Regie: Niklaus Hilber	★★★★☆
4	<b>The Report</b> Regie: Scott Z. Burns	★★★★☆
5	<b>Sorry We Missed You</b> Regie: Ken Loach	★★★★☆
6	<b>Portrait de la jeune fille en feu</b> Regie: Céline Sciamma	★★★★☆
7	<b>Ich war noch niemals in New York</b> Regie: Philipp Stölzl	★★★★☆
8	<b>Systemsprengrer</b> Regie: Nora Fingscheidt	★★★★☆
9	<b>Downton Abbey</b> Regie: Michael Engler	★★★★☆
10	<b>Once upon a Time in Hollywood</b> Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆



## Körzis Hollywood

# Trinken oder nicht trinken?

Die professionelle Nüchternheit der Stars. Von Norbert Körzdörfer

Wenn man in Hollywood ein Glas Wasser sieht, muss es nicht Wasser sein. Es könnte sich auch um Wodka handeln.

Hollywood heuchelt. Hollywood lügt – und trinkt.

Beverly Hills, «Polo Lounge», 19 Uhr. Ein Chirurg in grüner OP-Schürze bestellt einen Martini, schluckt – und ist weg. Der Barmann: «Ein Stammkunde. Ein Alkoholiker. Aber einer unserer besten Ärzte!»

Doppel-Oscar-Star Ben Affleck (47, «Argo») kämpft seit zwanzig Jahren mit dem Alkohol. Kürzlich verliess er tänzelnd eine Halloween-Party. Zuvor war er vierzig Tage in einer Entzugsklinik: «Das passiert. Das war ein Ausrutscher.»

Jamie Lee Curtis (60, «A Fish Called Wanda») ist seit zwanzig Jahren «nüchtern» und auch geheilt von der Schmerzmittel-Sucht (Vicodin nach einer Augen-Schönheits-OP). Bei einer Premieren-Party beim Toronto International Film Festival mit dem Krimi-Thriller «Knives Out» (mit Daniel Craig) war sie nach 15 Minuten verschwunden: «Zu viel Wein-Atem.» Sie erträgt diese ewigen Partys mit beschwipsten Gedanken nicht mehr. Sie trinkt Cola light nonstop.

Es ist Hollywoods verführerender Fluch: «To drink or not to drink?»

Es ist die City der Meetings, Business-Lunches, Happy Hours, Cocktail-Empfänge, Premieren, Dinners und Bars und Klubs.

Als ich mal auf Johnny Depp wartete, stand da ein gläserner Kühlschrank voller Bierflaschen mit Bodyguard. Als ich eine Flasche wollte, knurrte dieser: «Stopp! Die sind alle reserviert für Johnny – alkoholfrei!» Johnny hatte früher auf seiner Jacht Zapfhähne für seine Lieblingsbiere (z. B. Guinness).

Alkohol (*booze*) war immer die akzeptierte Energie-Kreativ-Droge der Wahl in Hollywood.

Der bestbezahlte Drehbuch-Autor der Welt, Joe Eszterhas («Basic Instinct»), gestand mal: «Trinken gab mir Energie! Ein Glas Gin im Geheimen am Morgen. Drei bis vier Glas Wein zu Mittag. Am Nachmittag einige eisige Glas Gin oder Jack Daniel's und zum Dinner einige Flaschen Wein. Aber ich hatte nie einen Hangover!»

Als ich zum ersten Mal an der Oscar-Verleihung war, war ich auch der fast letzte Gast an der After-Oscar-Party, dem «Governors Ball» (Karte: 500 Dollar). Noch nie hatte ich so viele eisige Flaschen Champagner gesehen, die nicht (!) getrunken wurden!

Es gibt eine professionelle Nüchternheit Hollywoods. Drinks sind okay, aber bitte nicht zu viele. Star-Agent Mike Ovitz trank fast nie. Auch Hollywood-Legende Arthur Cohn (6 Oscars) nippt höchstens am Champagner: «Alkohol macht müde und kaputt!»

Bei einer Oscar-Party murmelte einer der mächtigsten Männer der Stadt: «Was soll ich hier – unter all den Beschwipsten?»

Brad Pitt war nach seinem Ehe-Aus ein Jahr bei den Anonymen Alkoholikern (AA, «Zwölf Schritte zur Nüchternheit»). Curtis geht da auch noch immer hin. Pro Monat gibt es in Hollywood 2500 AA-Treffen. Natürlich gehen da nicht bloss Schauspieler hin.

Auch Harry Potter hat's leider erwischt. Daniel Radcliffe (30) drehte sein halbes Leben lang, bis er zum Glas griff: «Der Alkohol hätte mich fast zerstört!» Es ist heute vorüber, aber seine blaugrauen Augen blicken melancholisch: «Ich wachte jeden Tag beschämt auf und voller Angst. Ich trank zu viel. Ich gefährdete viele Beziehungen. Ich war einsam. Ich zweifelte an vielem. Wenn du berühmt bist, glaubt jeder, du müsstest immer happy sein. Ich trinke nie wieder Alkohol.»

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

## Podiumsgespräch

Von *Andreas Thiel*

**Moderator:** Wird die SP Schweiz nach dem Untergang der DDR den Arbeiter- und Bauern-Staat noch rehabilitieren können?

**Levrat:** Seit die Arbeiter und Bauern SVP wählen, ist es schwierig geworden. Deshalb haben wir ein neues Modell ausgearbeitet: den Klimaschutz- und Vaterschaftsurlauber-Staat.

**Rösti:** Ihr plant einen Weltuntergangsprophe-ten- und Faulenzer-Staat?

**Levrat:** Es wäre ein seriöser Klimawissen-schaftler- und Sozialwissenschaftler-Staat.

**Rösti:** Ein sozialistisches Modell ist immer ein Räuber- und Polizei-Staat.

**Levrat:** Es ist kein sozialistisches, sondern ein sozialdemokratisches Modell.

**Rösti:** Dann nennen wir es halt einen Politi-ker- und Politessen-Staat.

**Rytz:** Wie wäre es mit einem Strassenkünst-ler- und Tierschützer-Staat? Wenn der Chauf-feur Strassenkünstler geworden wäre, gäbe es weniger Verkehrstote. Und wenn der Holzfäl-ler Tierschützer geworden wäre, ginge es dem Regenwald besser.

**Gössi:** Der Strassenkünstler fällt zwar keinen Baum, schafft aber auch keine Arbeitsplätze.

**Pfister:** Sofern er nicht Blockflöte spielt.

**Gössi:** Wieso?

**Pfister:** Zur Herstellung der Blockflöte musste ein Baum gefällt werden.

**Rytz:** Das ist natürlich schlecht.

**Gössi:** Nein, das ist gut, denn das schafft Arbeitsplätze.

**Rytz:** Es gibt auch Plastikblockflöten.

**Pfister:** Und um die herzustellen, musste Erdöl gefördert werden.

**Gössi:** Ich hätte nie gedacht, dass Kunst so viele Arbeitsplätze schafft.

**Rösti:** Ich kann mir vorstellen, dass eine Ge-sellschaft aus Künstlern und Bierbauern sehr gut funktionieren würde.

**Moderator:** Hier haben wir die Rehabilitation des Sozialismus: Es ist der Künstler- und Bier-brauer-Staat.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Superstar der Wohltätigkeit

Wie «Room to Read» erfolgreich gegen Analphabetismus kämpft; Christian Jott Jenny im Miller's Studio. Von *Hildegard Schwaninger*

**D**er heimliche Champion unter den Char-ity-Anlässen in Zürich, das ist die Gala von «Room to Read». Sie generiert das Dreifache des Kispi-Balls, doppelt so viel wie das Zoo-fäscht und ein Vielfaches des Zürcher Opern-balls. Und das bei wesentlich weniger Teil-nehmern. Am Samstagabend fand sie zum neunten Mal im Festsaal des «Dolder Grand» statt – das Resultat waren 1,4 Millionen Fran-ken, zugegen waren 200 Gäste. **John Wood**, der Gründer von «Room to Read», war persön-lich anwesend. Der charismatische Amerika-ner war ein *high-flying* Manager bei Microsoft, als er vor zwanzig Jahren seine Karriere gegen ein humanitäres Engagement eintauschte. Überzeugt, dass man viele Probleme der Welt lösen kann, wenn man den Menschen eine bes-sere Bildung ermöglicht, gründete er «Room to Read», eine Organisation, die den weltwei-ten Analphabetismus bekämpft.

18 Millionen Menschen haben bisher von «Room to Read» profitiert. Die Organisation hat ein Budget von 60 Millionen Dollar im Jahr. **Geetha Murali**, die in New York geborene Inderin, die heute in San Francisco lebt, ist seit einem Jahr CEO von «Room to Read». Sie hat ein ambitioniertes Ziel: Bis 2025 will sie 40 Mil-lionen Menschen mit ihrem Bildungspro-gramm erreicht haben. Weltweit, sagt sie, gebe es 715 Millionen Analphabeten, zwei Drittel davon seien Mädchen und Frauen. «Es betrifft vor allem Länder, in denen die öffentlichen

Schulen so schlecht sind, dass die Kinder nicht lesen lernen. Da organisieren wir Hilfspro-gramme.»

Die Gebebereitschaft für diese bestens organi-sierten Hilfsprogramme ist gross. Die Credit Suisse ist Hauptsponsor. Der durch seinen Wechsel zur UBS landesweit berühmte Star-Banker **Iqbal Khan** ist im Board. Er war mit seiner Frau beim Charity-Event in Zürich anwesend. Es waren vor allem Expats da, alle elegant, gutgelaunt und grosszügig. Am Tisch mit **John Wood** waren **Pi-pilotti Rist** und ihr Partner **Balz Roth** (Pipilotti bereitet eine neue Show in Los Angeles vor, dann, 2020, eine in Kioto) und **Tom Monroe**, der CEO von Vaxxilon, Biotech-Start-up-Unternehmen in Basel, der sich in der *silent auction* engagierte und einen Whisky-Abend bei Glen Fahn in Zol-likon ersteigerte. Der Abend im «Dolder Grand» lief rasant. **Stefan Puttaert** machte die Auktion, und es hagelte Gebote. Ein Ölbild von **Sabeth Holland** (die Malerin war auch unter den Gäs-ten) brachte 17 000 Franken, ein Bild von **Mari-etta Gianella-Berry** 3800 Franken.

«Room to Read» veranstaltet Charity-Galas in den wichtigsten Finanzmetropolen der Welt: Hongkong, Singapur, New York, Sidney, Tokio, San Francisco, in Europa nur in London und Zürich. Geetha Murali strahlte an der Charity-Night: «Ich habe die schönste Aufgabe der Welt – etwas zu tun, womit man die Welt verbessern kann. Mein Motto: «Nichts ist un-möglich.»»



Fast verliebt

## Aufsteiger

Von *Claudia Schumacher*

**E**r hat sie «Püpli» genannt. Sie ringt um Fassung. Sieht sie denn aus wie eins? Einen Moment lang fühlt sie sich geschmei-chelt. Aber dann setzt sich das Unbehagen

durch. Sie fasst sich an die Taille, die wirklich sehr schmal geworden ist. Seit sie zusammen sind, wird sie immer dünner. Genauer gesagt: Sie verliert mit jeder neuen Beförderung, die bei ihm ansteht, ein weiteres Kilo. Es ist merk-würdig, aber sie hat eine nervöse Besessenheit mit ihrem Gewicht entwickelt. Sie liebt ihn. Oder glaubt es zumindest. Aber es kommt ihr so vor, als schnüre er ihr die Luft ab. Als müsse sie ständig um seine Aufmerksamkeit ringen, indem sie immer zierlicher wird. Noch nie hat sie sich in einer Beziehung so sehr als Frau gefühlt. Sie akzeptiert, dass er der Mann ist. Was auch bedeutet, dass es grosse Differenzen zwischen ihnen gibt.

Mit ihrem vorherigen Partner verbrachte sie oft kumpelhafte Abende, teilte den gleichen Hu-mor mit ihm, vergass dabei oft ihr Geschlecht. Manchmal trug sie einen bequemen Pullover von ihm. In ihrer jetzigen Beziehung ist sie hin-



Lösungen: Organisatoren Wood (l.), Murali.



Neue Show: Künstlerin Rist.



Schwung: Sänger und St.-Moritz-Präsident Jenny.

Faszinierend, was **Christian Jott Jenny** aus sich gemacht hat! Wenn der Gemeindepräsident von St. Moritz auf der Bühne steht, ist das Theater voll, und im Zuschauerraum sitzt viel Prominenz. So im Miller's Studio, wo Jenny sein Programm «Traktanden nach Noten» zeigte und wo **Christoph Blocher** mit Frau **Silvia**, den Töchtern **Rachel Blocher** und **Miriam Baumann-Blocher** und Schwiegersohn **Matthias Baumann** (Ex-CEO Möbel Pfister) unter den Gästen waren. Man sah Musiker **Pepe Lienhard**, Publizistin/Unternehmerin **Esther Girsberger**, Golfer **Frank Baumann**, TV-Mann **Felix Schenker**, Stadtrat **Filippo Leutenegger**, Bruder **Gerold Zenoni**, den Mönch von Einsiedeln (er schenkte Blocher sein Buch «Madonnas Fashion»), und seinen Bruder, **Felice Zenoni**, den Filmemacher. Aus St. Moritz war der Hotelier **Markus Hauser** angereist, der mit Zürich verbunden ist, weil er Weggen-Zünfter ist.

Jenny hat Charme, Schmiss und Schwung. Aus dem einstigen Zürcher Sängerknaben, der Operngesang studierte, ist ein gesetzter Herr geworden, der Politiker ist und Showstar. Interessant, wie er den Spagat schafft zwischen Mehrzweckhalle/Kläranlage-Traktanden, seinen Pflichten als oberster Bestattungsbeamter und seiner Leichtigkeit als Künstler und Alleinunterhalter. Bei seinem Show-Auftritt erinnert er an **Vico Torriani**, dessen Lieder er auch singt. Und: Das Miller's Studio ist komplett erneuert. Die Bar sehr gemütlich mit Sofas wie im Wohnzimmer, der Zuschauerraum mit Tischen – alles neu, auch die Leiterin **Andrea Fischer Schulthess**, die als Gastgeberin perfekt zu dem Abend passte: fröhlich, lustig, kontaktfreudig und irgendwie bunt.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

gegen immer in ihrer Rolle. Ihrer Rolle als Frau. Was sie mag. Sie fühlt sich begehrt in ihrer Weiblichkeit. Doch je mehr er arbeitet, je weniger Zeit er für sie hat, desto flacher wird auch sein Blick auf sie. Sie fühlt sich schuldig und faul, wenn sie am Wochenende mal kein Make-up aufträgt. Es ist, als schaue er dann auf sie herab. Wenn sie mal schlechter Laune ist, seufzt er. Wahrscheinlich wäre er wirklich am liebsten mit einem Püppchen zusammen! Einer Aufziehpuppe, die er nach Laune bedienen kann und die stillhält, wenn er keine Lust hat. Aber sie ist doch ein Mensch mit Bedürfnissen! Warum arbeitet er an der Verflachung ihres Charakters? Die bösen Gedanken schießen ihr nur so durch den Kopf – und sie wird fuchsteufelwild. «Püppli? Dein Ernst? Spinnst du?», hört sie sich plötzlich viel schriller geifern, als es beabsichtigt war.

Er seufzt. Bedenkt sie ganz langsam mit seinem genervten Blick, hebt die Augenbrauen,

schüttelt den Kopf, demonstriert seine Macht. Schon wird ihr Gesichtsausdruck sanfter. Er sagt sehr nüchtern: «Was ist falsch an «Püppli»? Du bist doch sehr hübsch. Und nett, meistens.» Sie schweigt, scheint nachzudenken. Und er fragt sich so lange, warum sie immer so ein Theater machen muss. Es gefällt ihm nicht. Er wünscht sich, sie hielte ihre fünf Sinne beisammen, wäre stabiler. Von hysterischen Frauen hat er genug. Genug für ein ganzes Leben. Er hat sich nicht aus kleinsten Verhältnissen hochgearbeitet, bereits mit 25 Jahren promoviert und alles getan, um seine traurige Kindheit mit der labilen, alleinerziehenden Mutter hinter sich zu lassen, um jetzt mit einer Furie zu leben. Es geht ihnen bestens, dafür hat er gesorgt. Es wäre schön, wenn sie sich dankbar zeigte. Und häufiger die Klappe hielte.



Unten durch

## Frauenbefreiung

Von **Linus Reichlin**

Zwei Tage nachdem ich Agathe im Kino kennengelernt hatte, lud sie mich zum Essen in den «Goldenen Anker» ein. Ich dachte: «Okay, so ist das heutzutage: Die Frauen laden einen zum Essen ein, und nachher im Bett wollen sie oben sitzen.» Der Kellner brachte die Speisekarte, und Agathe sagte, der «Goldene Anker» sei berühmt für die Langusten alla catalana. Ich dachte: «Na gut, wenn sie 89 Franken pro Person ausgeben will, soll es an mir nicht scheitern.» Zu den Langusten bestellte sie einen Jahrgangs-Champagner Ogmios Brut Saumur für sagenhafte 150 Franken, ich fragte Agathe: «Was machst du eigentlich beruflich?» Sie sagte: «Karrierecoaching für Frauen.» Sie unterrichtete Frauen in der Kunst, die Balance zwischen Beruf, Kind und Blasenentzündung zu finden. «Ich nehme an, deine Kundinnen sind Managerinnen, Big Business, alter Geldadel?», fragte ich. Agathe sagte, nein, es seien verschuldete Kioskpächterinnen und arbeitslose Sexarbeiterinnen. «Und damit verdient man so viel Geld?», fragte ich. «Wie meinst du das?», fragte Agathe – aber jetzt kamen die Langusten alla catalana, und sie schmeckten so gut, dass wir nur noch über sie sprachen, wie saftig sie waren und wie schade es sei, dass die armen Kinder in Afrika auf Langusten verzichten müssten. Vom Hunger in der Welt kam Agathe auf die Entführungen von Frauen im Sudan zu sprechen, sie fragte mich nach meiner Meinung.

Nach einiger Überlegung sagte ich, dass ich dagegen sei. Sie sagte: «Das würde jeder Mann sagen, aber was tust du aktiv dagegen? Was ist dein Beitrag als Mann für die Frauenbefreiung?» Der Kellner fragte, ob er uns noch eine Flasche Ogmios Brut Saumur bringen dürfe. «Dazu sage ich jetzt einfach mal ja!», sagte Agathe zum Kellner, und ich dachte: «Ich sollte auf Karrierecoaching für Frauen umsatteln, dort wird die grosse Kohle gemacht.» Auf Agathes Frage, was ich für die Frauenbefreiung tue, antwortete ich, dass ich im Grunde ein Feminist sei, ja wirklich, und dass ich es richtig genösse, auch mal von einer Frau ... «eingeladen zu werden», wollte ich sagen. Aber ich kam nicht dazu, denn der Kellner öffnete mit grossem Gepolpe den

» Fortsetzung auf Seite 72

neuen Champus, und danach stiessen wir an und schauten uns in die Augen, wohin sonst? Es war sehr romantisch, bis Agathe sagte: «Ich muss morgen früh raus.» Sie schnippte mit dem Finger, und kurz darauf legte der Kellner das Lederetui mit der Rechnung eindeutig mir hin: Er hatte offenbar nicht kapiert, dass das Patriarchat nur noch im Sudan sein böses Haupt erhebt. Ich schob das Etui gentlemanlike mit dem kleinen Finger unauffällig zu Agathe rüber. Sie lachte und sagte: «Du bist witzig, das gefällt mir.» Im Versuch, auch witzig zu sein, zog sie ihren Schuh aus und schob die Rechnung mit der Spitze ihres Absatzes wieder mir zu.

Möglicherweise war Agathe ein bisschen betrunken und musste sanft auf ihre Zahlungspflicht aufmerksam gemacht werden. Ich sagte: «Vielen Dank für das tolle Essen, Agathe, zu dem du mich eingeladen hast. Es war wirklich köstlich. Ich möchte mich revanchieren! Ich lade dich nächstens in eine spitzenmässige Dönerbude ein, die machen den perfekten Veggie-Döner, es muss ja nicht immer Languste sein. Diese Tiere haben nämlich ein sehr komplexes Nervensystem und reagieren empfindlich auf kochendes Wasser.» Der Kellner schaute mich mit einem ungeduldigen Lächeln an. Ich sagte: «Warum schauen Sie mich an? Schauen Sie die Dame an! Oder glauben Sie, sie kann Zahlen nicht lesen? Frauen sind seit mehr als 100 Jahren zum Mathematikstudium zugelassen!» «Jetzt bist du einfach nur noch peinlich», sagte Agathe. Der Abend endete mit meiner kompletten Desillusionierung, was die Frauenbefreiung betraf. Als ich meine Kreditkarte mit eiskaltem Lächeln ins Lederetui legte, dachte ich: «Das sind Zustände wie im Sudan!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Wege zum Olymp

Von Peter Rüedi

Die Geschichten um den Wein und seine Produzenten machen nicht besser, was uns in der Nase und auf der Zunge erwartet. Aber sie können die Bereitschaft steigern, uns einem neuen Eindruck zu öffnen. «Donna Olimpia» als Name eines Weinguts, zumal in der neuen Hype-Zone von Bolgheri, klingt zunächst einmal wie die Erfindung vom Reissbrett eines Marketingspezialisten. Dabei griff Guido Folonari, Erbe des toskanischen Ruffino-Besitzes, nur auf eine alte Geschichte zurück, als er 2001 die sechzig Hektaren (vierzig davon mit Reben bestockt) des meernahen Weinguts in Castagneto Carducci kaufte.

1898 (auch diese Jahreszahl steht auf den Etiketten dieser relativ jungen Bolgheri-Weine) hatte der Conte Gherardo della Gherardesca das Landhaus mit dazugehöriger Pferdezucht seiner Frau Olimpia Alliata, Principessa di Biserno, vermacht, als kleine Aufmerksamkeit zur silbernen Hochzeit. Für Folonari Anlass, seine Neuerwerbung in der lokalen Geschichte und im adligen Ambiente zu verankern. Eine

Neuerwerbung unter anderen, muss man anmerken. Nebst zwei weiteren Gütern in der Toskana besitzt der Wein-Tycoon mit seiner Firma Philharmonica noch welche im Südtirol und im Prosecco-Gebiet, vor allem aber zwei an den Hotspots des italienischen Weinbaus: die Tenuta L'Illuminata im piemontesischen La Morra und den Betrieb San Giorgio in Montalcino im Brunello-Gebiet.

Folonari hat ein feines Gespür für klingende Namen, aber ebenso für Qualität, ohne welche diese ja nichts wären als Etikettenschwindel. An Folonaris Bolgheri-Weinen ist nichts Künstliches, der Bolgheri Rosso, der hier empfohlen sein soll, ist eine in der Nase delikate Bordeaux-Cuvée aus Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Merlot und Petit Verdot mit schöner frischer Beerigkeit (Heidelbeeren, schwarze Johannisbeeren) und interessanten Anklängen an etwas Zimt, Lakritze und Kakao, ziemlich breit fliessend am Gaumen und lang im Abgang; aber er wartet auch mit fast ein wenig rustikalem Widerstand gegen voreilige, billige Vereinnahmung auf. Ein bei all seinem eleganten Auftritt charaktvoller Wein.

Folonari spielt auf verschiedenen Stilebenen und liefert in unterschiedlichen Preisklassen das Angemessene: zum Beispiel mit einem einfacheren Tageto Toscano, einer sehr schönen weissen Assemblage aus Vermentino, Viognier und Petit Manseng (Bianco Donna Olimpia). Aber selbstverständlich treibt ihn sein Ehrgeiz auch zu olympischen Höhen: Das Flaggschiff seiner noch immer im Aufbau begriffenen maremmanischen Unternehmungen heisst «Millepassi Bolgheri Superiore».

Donna Olimpia Bolgheri DOC Rosso 2016. 14%. Paul Ullrich, Münchenstein. Fr. 29.–. [www.ullrich.ch](http://www.ullrich.ch)  
Donna Olimpia Bolgheri DOC Bianco 2015. 13%. Fr. 27.50. Ebenda



## Salz & Pfeffer

# Der Umweg über Ligurien

Von Andreas Honegger

Man liebt eine bestimmte Küche – oder man liebt sie nicht. Wir haben seit Jahren ein Lieblingsrestaurant, das nicht gerade immer am Weg liegt. Es ist die

«Osteria Tumelin» in Levanto in Ligurien. In der Hitparade von Tripadvisor ist die Osteria unter den wenigen Restaurants im Städtchen erst die Nummer fünfzehn. Für uns ist es eine der besten Adressen in Italien. Egal, ob wir auf dem Weg nach Korsika oder nach Frankreich, nach Florenz oder nach Rom sind, wir versuchen um jeden Preis, den Umweg über Levanto einzubauen. In der alten Casa del Capitano mit ihren gotischen Fensterreihen untergebracht, bietet die Osteria wunderbare Meeresfrüchte und Fischgerichte an, stets mit typisch ligurischem Charme.

Natürlich gibt es hier die klassischen Trofie mit Pesto und Kartoffeln in optimaler Form, aber wirklich hinreissend sind die Meeresfrüchte. Allein schon die Spaghetti alle vongole – eher kleine Muscheln und frische Petersilie – sind ein Gedicht, oder das Pulpo-Carpaccio oder das gleiche Tier als butterzarte Vorspeise. Die *frittura mista* bekommt man kaum knuspri-

ger und zarter als hier. Einzigartig sind aber die grossen Fische aus dem Ofen: *branzino* (Wolfsbarsch), *orata* (Dorade) oder *rombo* (Steinbutt). Sie werden in Olivenöl mit Kartoffeln, schwarzen Oliven und Tomaten gekocht, und alles aromatisiert sich gewissermassen gegenseitig. Fische und Krustentiere kann man auch perfekt grilliert bestellen – aber das kann man anderswo auch.

Passend zu den Spezialitäten des Hauses trinkt man einen Canuet, einen gehaltvollen Rotwein von den umliegenden Hügeln (140 Euro für drei Personen). An Fest- und Feiertagen sollte man reservieren und rechtzeitig ankommen, da an solchen Tagen die Parkplätze in Levanto rar sind und die Bussen häufig!

Osteria Tumelin, Via Domenico Grillo 32, Levanto.  
Tel. +39 0187 808 379





Auto

## SUV der Herzen

Vierter und letzter Teil der Kurzserie: Der Fiat Panda Cross ist der Allrad-Charmebolzen. *Von David Schnapp*

Er hat vieles nicht, was weitaus grössere und naturgemäss sehr viel teurere Allradfahrzeuge begehrenswert macht: sein Motor ist klein (zwei [!] Zylinder, 85 PS), statt eines Navigationssystems gibt es eine Halterung für das eigene Smartphone, und das Display in Schwarz-Orange mit der grobschlächtigen Segmentanzeige erinnert an Bild Darstellungen aus den achtziger Jahren, als Zukunftsvisionen mit Digitaldisplays illustriert wurden. Aber trotz alledem ist der Fiat Panda Cross 4x4 unser SUV der Herzen.

Zunächst ist sein optischer Auftritt – eine Mischung aus knappen Aussenmassen und Kunststoffanbauten, die Robustheit markieren – so einnehmend wie der Blick in ein lachendes Kleinkindergesicht. Es ist schwer, sich diesem Allrad-Charmebolzen zu entziehen. Die grösste äusserliche Qualität der «italienischen Bergziege» (*Bilanz*) ist aber vermutlich diese mit letzter Konsequenz verfolgte Gestaltungsstrategie: Alles an dem Auto wirkt robust und rustikal, die Tasten für die elektrischen Fenster-

heber ebenso wie die unverwüstlichen Hartplastikelemente oder die Ablagefächer im Innenraum. In diese Kategorie gehört auch der weit in die Front hinaufgezogene Unterbodenschutz oder die schwarzumrandeten Nebelleuchten, die ebenfalls hoch oben im Kühlergrill sitzen und das Auto mächtiger wirken lassen, als es tatsächlich ist.

### Allradautos als Ikonen

Leser mit Elefanten-Autogedächtnis erinnern sich: Es gibt natürlich ein Vorbild für den geländegängigen Panda, der ab 1983 mit einem Allradantrieb des österreichischen Spezialisten Steyr Puch in Graz montiert wurde. Die kleinen eckigen Kisten sind heute längst Kultautos, vergleichbar vielleicht noch mit dem Suzuki Jimny, einem weiteren schier unverwüstlichen Kleinst-Allradfahrzeug, das zur Ikone wurde.

Auch wenn neue Abgas- und Sicherheitsvorschriften den modernen Panda 4x4 etwas grösser und schwerer werden liessen, ist Fiat zum Glück dem Konzept des sympathischen

Spartanismus treu geblieben. Mein Cross, den ich für einige unbeschwerte Tage fahren durfte, hat gerade so viel Technik an Bord wie nötig, aber nicht mehr, als es wirklich braucht. Die Schaltung hakt bisweilen etwas, der kleine Motor dreht naturgemäss schnell hoch, aber das Fahrgefühl des erfreulich komfortabel abrollenden Mini-SUV wirkt stimmig. Die Ingenieure haben es geschafft, eine harmonische Einheit aus dem einer klaren Idee folgenden Design und den automobiltechnischen Rahmenbedingungen zu schaffen.

Mein Härte-test mit dem Panda war ein kleiner Umzug, den die 17-Jährige zu veranstalten hatte. Zur Überraschung aller Beteiligten passten in den Fiat mit umgelegten Rücksitzen und unter Einbezug des Beifahrerplatzes eine Holzkommode sowie vier, fünf Umzugskartons. Damit steht im Falle des Allradzwergs fest: Wahre Grösse kommt von innen.

### Fiat Panda Cross 4x4

Motor: 2-Zylinder (Reihe, Turbo),  
Leistung: 85 PS / 63 kW; Hubraum: 875 ccm  
max. Drehmoment: 145 Nm / bei 1900 U/min  
Höchstgeschwindigkeit: 164 km/h  
Beschleunigung 0–100 km/h: 12,7 sec  
Verbrauch (NEFZ): ab 5,81 / 100 km  
Preis: ab Fr. 20 690.–



Tamaras Welt

## Keanu Reeves und die Moralisten

Keanu Reeves' neue Freundin ist keine zwanzig mehr. Das nehmen einige zum Anlass, sich zum Ritter der Tugendhaftigkeit hochzustilisieren. *Von Tamara Wernli*

**W**ie waren sie doch alle ganz entzückt, als vergangene Woche Fotos auftauchten von Keanu Reeves mit seiner neuen Freundin. Die Kommentare sprudelten über vor schleimischem Mist.

Keanus Liebe soll Alexandra Grant heissen und als erfolgreiche Künstlerin arbeiten. Sie ist 46-jährig und färbt ihr graues Haar nicht – die schier unglaubliche Sensation, die zu den Reaktionen (und dieser Kolumne) führte. Aus Keanus Privatleben war nie viel bekannt. Was man über ihn weiss, sind die schweren Schicksalsschläge. So starb sein bester Freund, der Schauspieler River Phoenix, mit 23 Jahren an einer Drogen-Überdosis, seine Tochter kam 1999 tot zur Welt, die Beziehung zu Jennifer Syme, der Mutter des Kindes, zerbrach einige Wochen später. Und dann starb Syme 2001 bei einem Autounfall.

Dass Keanu wieder glücklich zu sein scheint, ist wunderbar. Jeder mag ihn. Ich mag ihn. Er ist der coole Typ von nebenan, unheimlich attraktiv, und wird einfach nicht älter – vermutlich ist er in der Matrix hängengeblieben. Weil er in jedem seiner Filme irgendwie John Wick ist, wurde im Internet der drollige Spruch geboren: «John Wick spielt Keanu Reeves wirklich gut.»

Der 55-Jährige wird nun gefeiert, weil er eine «altersgerechte» Freundin habe. Die Geschlechtergerechtigkeit ist freilich nur vorgeschoben. Auf der Metaebene geht's bei dem Jubel um das Phänomen «Tugendwahn im Internet». Viele Leute, die den Hollywoodstar in den sozialen Medien rühmen, tun es nicht aus reiner Selbstlosigkeit, sondern um sich als die Guten und Anständigen zu inszenieren. Sie sind herrlich durchschaubar. Den grössten Applaus bei Deutsch-Twitter erhielt dieser Kommentar eines Users: «Keanu Reeves hat eine

neue Freundin. Sie hat graue Haare und ist nicht operiert. Das Internet: «Bor ist die alt!» Was für Arschlöcher! Anstatt einer zusammengeschaubten US-Tussi eine «echte» Frau zu haben, ist kein Makel, sondern beweist, was Reeves für ein cooler Typ ist.»

Ach, bitte. Es ist ja nett, wie man den edlen Ritter für reife Frauen gibt. Aber das natürliche Aussehen einer Frau kann man auch bewundern, ohne andere Frauen, die bei ihrem Look nachgeholfen haben, runterzuputzen – nur gäbe das nicht so viel Applaus. Vor allem aber existiert die angedeutete Massenablehnung gar nicht. Ja, eine Handvoll Idioten verglichen Grant mit Helen Mirren, nörgelten am Alter herum, fragten, was sie in ihrem Leben tut, dass ihr Haar so grau ist. Ich habe das Netz durchforstet und fand sonst keine horrende nennenswerte Missbilligung, die negativen Kommentare blieben überschaubar. Die überwältigende Mehrheit reagierte positiv – weil das Jahrhundert mitsamt seinen skurrilen Trends schon zu weit fortgeschritten ist, als dass sich Menschen tatsächlich noch an etwas so Trivialem wie dem Alter stören.

**E**in ähnliches Beispiel konnte man neulich bei Halle Bailey beobachten, als bekannt wurde, dass die junge schwarze Schauspielerin in einem Disney-Remake die Meerjungfrau Arielle spielen wird. Ein paar Trottel äusserten sich ablehnend über eine «schwarze» Arielle, die ganz grosse Mehrheit aber freute sich für sie. Auch hier lehnten sich einige Netzkomentatoren gegen den angeblich grossen Hass auf, schrieben einen Rassismus-Skandal herbei, wo keiner war – um sich dann als Anti-Rassismus-Kämpfer bei Twitter zu verewigen.

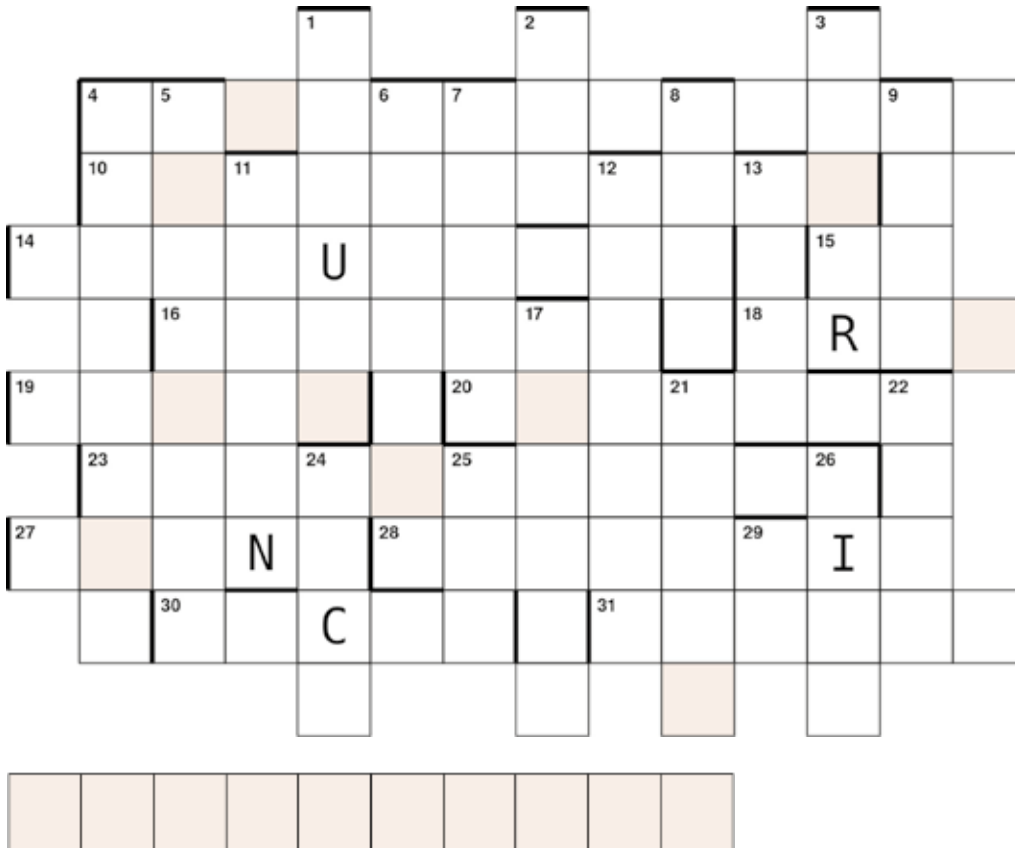
Vermehrt werden Ereignisse oder Kommentare aufgebauscht, die Gesellschaft als eine

Horde sexistischer und rassistischer Unmenschen dargestellt, Probleme herbeigeschrieben. Man erfindet Feindbilder, ist quasi ein Mini-Relotius. Warum? Weil einem die Feindbilder die Legitimität verschaffen, sich als Tugendwächter in Szene zu setzen, um dann als Kämpfer für soziale Gerechtigkeit eine Woche lang von dem gewonnenen Applaus zu zehren. Und der Applaus ist einem gewiss, denn die meisten Leute sind ja völlig ahnungslos, meist haben sie gar nicht mitbekommen, dass der Aufreger nie wirklich ein Aufreger war – und liken und liken. Und irgendwann greifen es dann die Medien auf und machen aus den ursprünglichen drei Tweets Schlagzeilen wie «Shitstorm» oder «So reagiert das Netz».

**B**ei Keanu schlug noch dieser lächerliche Kommentar mit über 40 000 (!) Likes ein: «Natürlich hat Keanu eine altersgerechte Freundin. Er ist ein guter Mann.» Moralisch gut ist es also, weil sie 46 ist, moralisch schlecht, wenn sie 26 wäre? Du meine Güte. Keanu wäre auch eine coole Socke, wenn er eine 25-Jährige daten würde, die ein paar Verschönerungen vornehmen liess. Ausserdem ist Grant mit fast einer Dekade Altersunterschied gar keine «altersgerechte» Freundin. Es ist ganz einfach: Sie sieht nicht wie eine Hollywood-Schauspielerin aus, weil sie keine ist, sondern wie eine ganz normale 46-Jährige.

Die Netzmoralisten weisen so vehement auf das Alter hin, dass es ihnen offenbar sehr wichtig ist – einfach in die andere Richtung. Aber entweder gibt es altersgerechte Partner oder eben nicht. Bei Letzterem ist es dann auch einerlei, wenn sie zwanzig wäre. Diese Leute kommen einem vor wie neugierige Nachbarn, die versuchen, andere zu beeinflussen, wie man sein Date auswählen soll – und dabei übersehen, dass sie mit ihren aufmerksamkeitsheischenden Kommentaren wie mit einem Scheinwerfer das Thema Alter erst recht beleuchten. Gewisse Dinge kann man auch einfach mal stehenlassen. Schön, wie sie sind.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



**Lösungswort** — Sitzt mit E-Zigarette auf dem Velo.

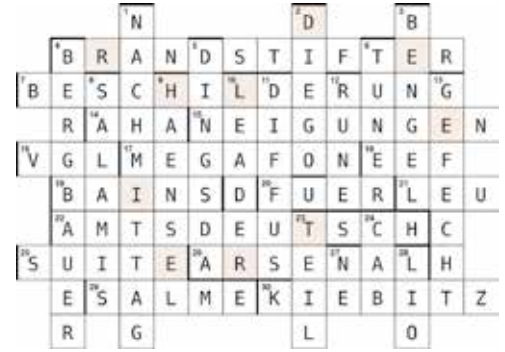
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Ein HinWeis aufs gEsuchte, aufraGende KommunaLobjekt ist hier in mithilfe der deplATziertEn GrosseN verstEckt. 10 Wird im Budget unter Kinder- oder möglicherweise Kleiderausgaben verbucht. 14 Lässt sich die feindliche Stellung, der Gebirgsgipfel und manchmal leider ebenfalls das ungesunde Schleckzeug. 15 Springt ganz allgemein fürs Neutrum ein. 16 Sitzt mit Bauchtasche, Knipse und Sonnenbrille ausgestattet in der Jungfraubahn. 18 3600 entsprechen 10 Runden und der Zeiger der Stunden legt in 3600 Sekunden genau 30 davon zurück. 19 Negativ-konnotierte Variante des Feueregefährten. 20 Musikalischer Fugenkitt oder Gefügeteil von 7 Senkrecht. 23 Fordert an Lauscher deren Träger zur Tapferkeit auf, ein Sahnestandmittel hat es ebenso drauf. 27 Beschreibt – tönt schön – auch unschöne fille. 28 Sorgt für Sporenelimination und wäre somit für Peach Weber eine Option. 30 Giesst selbst kalt serviert wieder Öl ins Fehdefeuer. 31 Kommt aus der Tiefe, geht hier in die Lüfte, wenn er sich denn nicht gerade im Detail versteckt.

**Senkrecht** — 1 Home appliance: allfüllend, doch weitgehend leer. 2 Männliches Pendant zur Plastikblondine. 3 Beispielsweise der alberne Otto oder der komische Karl. 4 Verteilt der Deutschschweizer auf dem Kuchen und der Bilingue zudem im Winter auf der Strasse. 5 Darauf hacken Hacker und Zocker rum. 6 Sorgte für Recht und Ordnung bis er von Bob Marley erschossen wurde. 7 Dabei folgen Folgen periodisch Folgen oder Morde chronologisch Morden. 8 Für Wintersport bekannter Ort, einer wie Guidon stammt von dort. 9 Beurteilt den internationalen Bildungs- oder beherbergt Gebilde im Schiefstand. 11 In England illegal erworbene Umhänge. 12 Nur so bereiten Schulden oder Strafregistereinträge Freude. 13 Damit können schon die Kleinen klotzen statt kleckern. 17 Wird für ein sofortiges optisches Ergebnis auf dem Kopf und für ein zukünftiges im Mund getragen. 21 Gehetzter Teilnehmer des pamplo-nesischen Gassenlaufs, ist ausserdem finanziell abgebrannt. 22 Einer Geschichte dieses Michaels fehlt's – verlässt man sich auf den Titel – daran. 24 Fünftjahreszeitlich extranärrischer Domstädter. 25 Bringt, Sprachsteuerungsfunktion sei Dank, den Hafermotor auf Touren. 26 Wortstrukturell wie materiell an bimetallischer Masse reicher Erdbereich. 29 Dessen Entzug bringt, gänzlich unverhüllt, sogar den Zufall zu Fall.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 642



**Waagrecht** — 4 BRANDSTIFTER 7 [BE] [SCHILDERUNG] 14 AHA(!) 15 NEIGUNGEN 16 VGL: kurz für vergleiche 17 MEGAFON 18 EEF: Europäische Entwicklungsfonds (Britensender = BBC) 19 (Yverdon-les-)BAINS: franz. Bäder 20 FUER(wort) 21 Rumänischer LEU 22 AMTSD EUTSCH 25 SUITE 26 [ARSEN]AL 29 (P)SALME(n) 30 KIEBITZ

**Senkrecht** — 1 NACHMITTAG 2 DIEGO: aus «Zorro» und «Ice Age» 3 B[ENGEL] 4 BERGBAUER 5 DINGSDA 6 TUNER 8 [SALAM]IS 9 HAENSEL und Gretel 10 LEADER: engl. Anführer und Anagramm von «Dealer» 11 DIFFUS 12 RUNE: Die Vandalen waren ein Germanenstamm. 13 GEFECHT 23 (An)TEIL 24 CAB: engl. Taxi 27 NE: Kanton Neuenburg 28 LIO: span. Wirrwarr und rückwärts engl. Öl

**Lösungswort** — **DREHLEITER**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



WENN DER UNTERSCHIED ZÄHLT:

**COUNT ON ME**



CERTINA MIT DEM **DOUBLE SECURITY CONCEPT**  
LÄSST DICH NICHT IM STICH. [CERTINA.COM](https://www.certina.com)

**DS ACTION LADY** · DIAMANTEN ·  
COSC ZERTIFIZIERTER CHRONOMETER · SWISS MADE

**CERTINA**  
SWISS WATCHES SINCE 1888

